379

Civilisation

und

Musik.

Von

Theodor Hagen.

Leipzig,
Verlag von Wilhelm Jurany.
1846.

Digitized by Google

379214

Civilisation

und

Musik

Von

Theodor Hagen.

BIBLIOTH DE LA VILLE DE LYON

Leipzig.
Verlag von Wilhelm Jurany.
1846.

Digitized by Google

Digitized by Google

Die Civiliſation

in Beziehung zur Kunſt

mit ſpecieller Berückſichtigung der Muſik.

Digitized by Google

Digitized by Google

Vorwort.

Was hier dem Publikum geboten wird, sind nichts, als die Vorbereitungsstücke zu einem umfassenden Werke über den Einfluß, welchen die Civilisation auf die Kunst, und speciell auf die Musik ausübt. Das Lieblingsthema des Verfassers, nachzuweisen, daß die Civilisation die Gegnerin aller Kunst ist, ein Satz, welchen er bereits in den verschiedenartigsten Formen verfochten, und dessen Geltendmachung er sich zur Lebensaufgabe gestellt hat, ist ein solches, welches von vornherein auf Antipathie und Vorurtheile mancher Art bei der Mehrzahl der Menschen zu rechnen hat. Drum bedarf es außerordentlicher Vorsicht, die Aufmerksamkeit für diesen Gegenstand zu fesseln und darum tritt der Verfasser in Bezug auf die kritische Ausarbeitung dieses Themas erst vorbereitend, einleitend auf, zugleich hoffend, daß ihm dieser Schritt, wenn auch nur von Einzelnen, die Theilnahme und Aufmunterung

Digitized by Google

verschaffen wird, die so wohlthut, wenn man auf einem von den meisten Menschen verlassenen Wege fortwandeln will. Es möchte einleuchtend sein, daß in einer Art Schema eines größeren Werkes die wesentlichen Punkte der Ausarbeitung nur angedeutet sind. So wird man denn auch in dieser vorbereitenden Schrift Manches in wenigen Worten abgethan finden, das einer umfassenden Besprechung bedarf. Auch dürfte der das Praktische betreffende Theil dieser Arbeit manche Veränderung erleiden, wenn sich praktisch bewährte Männer herbeiließen, ihre Meinungen darüber zu äußern. —

Hamburg, im April 1846.

Digitized by Google

Einleitung.

Eines der ursprünglichsten Dinge von der Welt ist die Frage. Seitdem es Menschen giebt, giebt es auch Fragezeichen, denen leider in den meisten Fällen als einzige Antwort nur ein Gedankenstrich folgt. Der liebe Gott scheint ein noch besserer Censor zu sein, als unsere Fürsten. Man sehe in seine Schöpfung — statt der Wegweiser sind Fragezeichen aufgepflanzt. Die Masse geht daran theilnahmlos vorüber. Einige Menschen, trotzdem, daß sie Intelligenz besitzen, bleiben verblüfft stehen oder rennen sich den Kopf daran entzwei. Es giebt Leute, welche darüber mit dem lieben Gott rechten würden, wenn sie ihn nicht zufällig selbst in Frage stellten. O gewiß, die ganze Schöpfung, vom kleinsten Insect bis zu dem größten, dem Menschen hinan, ist eine Frage, die Antwort — ein Gedankenstrich. Nichts als Ideen, Phantome, Luftgebilde, wir strecken die Hand danach aus, und sie zerfließen in die schauerlichen Mysterien der Natur. — Da Alles fragt, sehe ich nicht ein, warum ich eine Ausnahme machen sollte. Und so erlaube ich mir denn auch, zu fragen: „Warum hat der alte Horaz Recht warum giebts nichts Neues unter der Sonne? — Ich nehme ein Buch, das letzt erschienene, zur Hand — Form und Idee sind alt; ich durchblättere eine Composition, und

Digitized by Google

ſei es die letzte von Berlioz — Form und Idee ſind alt; ich höre eine Oper, die neueſte Production eines franzöſiſchen, engliſchen, ruſſiſchen, italieniſchen, oder gar deutſchen Genies — Form und Idee ſind wiederum alt. Wir leſen, was wir hundertmal geleſen, wir hören, was wir hundertmal gehört, wir ſehen, was wir hundertmal geſehen haben. Die ganze geiſtige Production unſerer Zeit iſt nichts als eine Auferſtehung verſtorbener Ideen, ein Kadaver, den man durch alle möglichen Mittel einige Zeit auf ſeinem Grabe tanzen macht, bis der Hahn der neuen Welt kräht, dann muß er freilich für immer zu den Todten hinab. Der menſchliche Geiſt, wie er nun einmal in dem Rahmen der Civiliſation iſt, kommt mir vor wie der ewige Jude. Er trabt und trabt, und langt immer wieder da an, wo er ausgegangen iſt. Das könnte man dem guten Manne noch hingehen laſſen, wenn er nur nicht ſich und andern eine Laſt wäre. Aber er fühlt den Tod in ſich, ohne ſterben zu können, unter ſeinem Fuße ſeufzen Millionen Menſchen, ohne daß ſie die Macht oder den Willen hätten, ihn abzuſchütteln. Sue läßt zwar den ewigen Juden alt werden und ſterben, aber Sue iſt ein Romanſchriftſteller, der ein „Ende" haben muß. Das Tagewerk der Civiliſation iſt noch nicht vollbracht, noch hält ſie den menſchlichen Geiſt gefangen; denn ihr Lebenselement, die chriſtliche Religion, iſt noch immer nicht ins rechte Bett zurückgeleitet. Diejenigen, welche die Macht in Händen haben, laſſen das hinfällige Gebäude noch immer ſo viel wie möglich ausflicken, ſie fühlen nur zu gut, daß ihre Exiſtenz daran hängt. Aber das Gebäude wird und muß zuſammen-

Digitized by Google

stürzen, alle Anzeichen dazu sind da. Von dem Augenblicke an, wo so Bedeutungsvolles geschehen wird, ist der menschliche Geist erlöst. Neue Bahnen seh ich offen, Idee und Form verjüngen sich, und beide werden dem Menschen das, worauf er seit zweitausend Jahren vergebens gewartet hat — eine Wohlthat.

Es ist anerkannt, daß die Civilisation Millionen von Menschen unglücklich gemacht hat, indem sie für das erste Bedingniß alles menschlichen Glückes, die materielle Wohlfahrt, keine Garantien bot. Die Folge davon war, daß die geistigen Früchte, an denen sich Einige laben konnten, für die Masse ebenfalls verloren gingen, und daß dieser nach und nach ein herberes Loos zu Theil wurde, als dem Thier. In dem Moment, wo ich dies niederschreibe, hat's die Civilisation dahin gebracht, daß Millionen von Menschen den ersten besten Hund beneiden. Die Chiffre derer, für die weder Himmel noch Erde mehr existirt, oder vielmehr für die der alleinige Gott in einem Stücke verschimmelten Brodes besteht, ich sage, die Chiffre dieser Menschen ist ins Ungeheuere gestiegen. Und nun spricht man noch von den Fortschritten der Civilisation, von den Wohlthaten der Religion, von den Wohlthaten der Kunst! Laßt doch sehen, wer in Euren Kirchen, in Euren Kunstsälen ist? Die verkörperte Rücksicht ist's, der Hebel alles dessen, was in unserer Gesellschaft gedacht und gethan wird. Das Volk, welches den Boden cultivirt, auf dem wir stehen, welches uns existiren macht, und dem wir dafür einen Fußtritt geben — dieses Volk hat's weder mit

Digitized by Google

der Kirche noch mit der Kunst zu thun. Denn selbst da, wo es sich aus Verzweiflung an die Pforten beider hinandrängte, würde die Civilisation indignirt die Augen niederschlagen, und den Eingang verwehren. Und nun — welch' ein Widerspruch! Die Civilisation entkleidet Millionen derer, die ihr angehören, Alles dessen, was sie zu Menschen macht, sie wirft sie nackend in den Pfuhl der Gemeinheit, der Krankheit, des Elends, und wundert sich und ist indignirt, wenn ihr Werk vor ihren Augen so erscheint, wie sie's gestempelt hat. Das Volk ist nackend, und es darf nicht an die Sonne gehen, um sich zu wärmen; das Volk streckt sehnsüchtig die Hand nach dem Manna aus, das seinen Leib und seinen Geist aufrichten soll, und man ist brutal genug, die Hand zurückzustoßen, weil sie schmutzig und unbedeckt ist. Ich sehe hier ein Fragezeichen, dessen schauerliche Gestalt mich frösteln macht! —

Vergebens rufe ich das ganze Reich der Harmonien zu Hülfe, ich finde keine beruhigende Antwort; vergebens erinnere ich mich all' des Großen, was die Kunst, was speciell die Musik geleistet hat, ich finde keine Auflösung für die schreiende Dissonanz, welche die Menschheit in ihrem Busen birgt. Und je mehr ich mich erinnere, je mehr muß ich erstaunen über den Gang, den die Kunst und so auch die Musik während der Jahrhunderte genommen hat. Von Wenigen gepflegt, war sie nur Wenigen zugänglich. Wie es seit Jahrtausenden in allen Dingen nur die Minderzahl war, die genoß, so war es auch in der Musik. Wer kann mir sagen, welchen Nutzen die Masse aus den Werken zog, die

Digitized by Google

wir in unſerer Kunſt groß nennen. Unſere bedeutendſten Meiſter haben blos für ſich und für die kleine Zahl derer gelebt, welche die nöthige Weihe hatten, ſie zu begreifen. Ueber die Millionen der Menſchen, deren Urtheil ebenfalls geweiht iſt — der Laien? Dank den Inſtitutionen unſerer Civiliſation, — ſchien für dieſe die Sonne der Kunſt eben ſo wenig, wie die der Natur. —

Ich weiß, es giebt Menſchen, die jedesmal die Naſe rümpfen, wenn man in künſtleriſchen Dingen vom Volke ſpricht. Sie pflegen die große Zahl der Halbgebildeten, des ſogenannten Theaterpublicums, mit dem Volke zu verwechſeln. Allerdings iſt das Urtheil der Halbgebildeten, derer, die in der Regel alle Auswüchſe der Civiliſation zur Schau tragen, der freien Entwicklung der Kunſt ſehr gefährlich; aber was hat denn der Kern des Volks mit dieſen — Halbmenſchen zu thun? Der Kern des Volks — das ſind die Laien, die zwar den Fuß der Civiliſation auf ihren Nacken fühlen, die ſich aber dennoch die Naivität der Empfindung, die Urſprünglichkeit im Genießen bewahrt haben, und auf deren Bedeutung man nicht genug aufmerkſam machen kann. Hätten unſere muſikaliſchen Großmeiſter ſie zu Richtern gehabt, ſo würden ihre Werke auf einen weit fruchtbareren Boden gefallen ſein. Wir würden muſikaliſche Popularitäten aufzuweiſen haben, wir würden ſchon lange das unſer nennen, was uns nun noch bevorſteht, nämlich die muſikaliſche Volksſprache. — Es iſt nicht blos die Menſchheit, die bei dem Gaukelſpiel unſerer Civiliſation verloren hat, ſondern es iſt auch die Kunſt! —

Digitized by Google

Wenn wir in Frankreich nicht Aehnliches sehen, wenn wir wahrnehmen, daß die Werke der Kunst dort eine populairere Basis haben als bei uns, so ist dies in der kräftig ausgesprochenen Nationalität begründet, der theilweise in den politischen Institutionen Vorschub geleistet wird. Was die Franzosen einigermaßen, oft auch mit Vernachlässigung der wahren, heiligen Rechte der Kunst, auf politischem Wege erlangt haben, das steht uns auf einem andern in weit schöneren Resultaten bevor, nämlich auf dem der socialen Reform. —

Ich glaube an keine bloße politische Reorganisation Deutschlands, wohl aber an eine sociale. Daß die ursprünglichen Rechte des Menschen auch durch Constitutionen gefährdet werden können, dafür haben wir in allen Ländern, wo Constitutionen sind, vor Allem aber in Deutschland, die traurigsten, empörendsten Beweise. Ob ich von einem absolutistischen oder constitutionellen Beamten eine Ohrfeige erhalte oder erhalten kann, ohne daß mir das Recht der Wiedervergeltung freisteht, ist einerlei. Und da dies sehr einleuchtend ist, so werden hoffentlich die Deutschen das Glück nicht in Constitutionen suchen, sondern vielmehr in solchen Regierungsformen, die Jedem das Theil vom Ganzen geben, das ihm vermöge seiner Stellung als Mensch und als Individuum zukommt. Diese Regierungsformen, die jetzt noch in die Nebel der Ungewißheit und Unsicherheit gehüllt sind, werden in klaren, scharfen Umrissen an's Tageslicht treten, sobald man erkannt haben wird, daß der materielle Nutzen nicht in der Vereinzelung, sondern in der Verallge-

Digitized by Google

meinerung begründet liegt. Die letztere liegt aber außer den Grenzen der Civiliſation, die bekanntlich nach und nach den Grundſatz ſanctionirt hat: „Jeder iſt ſich ſelbſt der Nächſte". Sobald man erkannt haben wird, daß dieſes Princip mit dem Egoismus gleich traurige Reſultate bietet, daß es den Menſchen ſtatt glücklich, namenlos unglücklich und elend macht, daß es ihn, ſtatt zur materiellen Wohlfahrt, zur Armuth führt, und daß es in ihm alles das entwurzelt, was menſchlich groß und ſchön genannt werden muß — wird man zur Aſſociation greifen, und die Idee dieſer letzteren praktiſch in's Werk ſetzen. Und das wird nicht mit einem Male, wie im Handumdrehen, geſchehen, nein, unmerklich, nach und nach, erſt im Kleinen, dann im Großen, bis am Ende die ganze Menſchheit Eins geworden iſt — und zwar immer und ewig Eins durch den Hebel des daraus entſpringenden Vortheils. Daß dieſer Hebel nichts an ſeiner Kraft verliere, dafür ſorgt eben die Aſſociation, die in der Attraction der Leidenſchaften ihre Baſis findet, hierin bei den Menſchen daſſelbe Princip anerkennend, das Newton bei den Körpern nachgewieſen hat. Die Aſſociation ſtellt nämlich die Individualitäten ſo zu einander, daß ſie ſtatt ſich zu bekämpfen, gegenſeitig angezogen werden, und zuſammenwirken.

In der Civiliſation finden wir es umgekehrt. Nachdem ſie's ihren Säuglingen mit der Milch ſchon eingiebt, daß ein Menſch in dem andern ſeinen Feind erblicken müſſe, nährt ſie mit den Jahren den Haß und die verderblichen Leidenſchaften, und macht aus dem ſogenannten Ebenbilde

Digitized by Google

Gottes ein fluchwürdiges Scheusal. In der That, Jeder blicke in seine eigene Kindheit zurück, gedenke der Erziehung, die ihm zu Theil geworden ist. Was findet er? Den Keim des Mißtrauens, entweder von den Eltern oder den Erziehern schon frühzeitig in die Seele gelegt, „damit man nicht betrogen werde". Es ist die ewige Furcht vor dem Betrogenwerden, die sich in allen unsern Institutionen geltend macht, ja, mit der wir Civilisirte gleichsam auf die Welt kommen. Nur in den Sphären der menschlichen Gesellschaft mag es anders sein, in denen jeglicher Mangel eines Besitzes die Furcht vor dem Betrogenwerden nicht aufkommen läßt. — So finden wir die Ursprünglichkeit, die Naivität der menschlichen Natur verleugnet und fast überall einem falschen Principe geopfert, und auch das Große, Anregende in der Kunst, das eben in der Ursprünglichkeit und Naivität seine einzige Quelle findet, vereinzelt ausgeführt, vereinzelt genossen. Aber wie dann, wenn es eine Gesellschaft gäbe, die nicht auf gegenseitiges Mißtrauen, sondern Vertrauen begründet wäre, in welcher die Menschen ein eben so harmonisches Ganze darböten, wie das Universum, wie ganz anders müßten dann die Werke der Kunst ausfallen, von denen man erst dann sagen könnte, daß sie der ganzen Menschheit angehören. Der Künstler würde zu den Menschen sprechen können, wie der Vater zu seinem Kinde, das eben deshalb Alles gläubig verehrt, weil es vom Vater kommt; der Vater würde die naiven Aeußerungen des Kindes gleich den Rathschlägen einer höheren

Digitized by Google

Macht verehren, und erſt dann würde man mit Recht des Kindes Stimme — Gottes Stimme nennen können. Ja erſt dann würden Sätze, wie vox populi — vox Dei, die bisher mehr oder weniger nur Banalitäten waren, die nöthige Weihe erhalten.

Jetzt iſt es ganz anders. Erſtlich giebt's keine Künſtler mehr; denn diejenigen, deren Werke auf dieſen Namen hinweiſen, tragen mehr oder weniger das Cainszeichen der Zeit an ihrer Stirn. Und ſelbſt dann, wenn es deren gäbe, und ſie ſprächen zu den Menſchen — mit welcher Brutalität würde man ihnen antworten! Erblickt das Publicum doch heutzutage ſchon in jedem ſogenannten Künſtler eine Art Wegelagerer, der's blos auf den Beutel abgeſehen hat! Sagte doch neulich noch ein Vater zu ſeinem Sohne, der auf Reiſen gehen wollte: „Hüte dich vor allen Concertgebern, Künſtlern, Literaten, und wie das Zeug ſonſt heißen mag!" — Oft, wenn ich um mich blicke, wenn ich in die Menſchheit hineinſehe, überſchleicht mich das Gefühl der bangen Furcht — ich glaube in einen Wald gekommen zu ſein, wo nichts als Räuber wohnen. — Auch Banditen ſollen ſich und Andere vergeſſen können, wenn die Kunſt, vor Allem die Muſik, zu ihnen ſpricht. So wird's erzählt, und wir Alle haben es noch kürzlich in „Stradella" geſehen. Aber ſo wie die Bekehrung in dieſer Oper nur ein Comödienſpiel iſt, ſo möchte ſie's in den meiſten Fällen auch im gewöhnlichen Leben ſein. Geht in's Theater, in die Concertſäle, beobachtet das Publicum genau, wenn irgend eine geweihte Sängerin ihre Kunſt enthüllt. O, wenn Ihr in das Innere der

Digitized by Google

Menschen blicken könntet, oder die Physiognomien zu deuten verständet, der erste Gedanke, den Ihr läset, wäre der: „Sie verdient viel Geld", der zweite: „Könnte ich doch auch so viel verdienen!" Der Eine hält sich an's Kleid, der Andere ans Gesicht, der Dritte an die Stimme, der Vierte vielleicht gar an die Kunst, und Alle, Alle an's Geld. Und Alle, Alle genießen entweder gar nicht, oder nur halb, jeden Augenblick durch die divergirendsten Gedanken darin gestört. Die Civilisation hat dem Menschen das Genießen erschwert, ja, großentheils unmöglich gemacht, und das ist ihr größter Fluch! Es giebt Tausende von Menschen, die nicht mehr genießen können. „Gescheidte" Leute nennen sie blasirt, und theilen sie einer gewissen Classe zu. Wie dumm! Blasirt ist heutzutage Alles, vom Kinde bis zum Greise, denn der ist's schon, der nicht eine Sängerin anhören kann, ohne von den divergirendsten Empfindungen und Gedanken überrascht zu werden. Und daß letzteres der Fall ist, wird Jeder am besten wissen! —

Man ist namentlich in Deutschland gleich bei der Hand, die Blasirtheit als eine nur bei Wenigen anzutreffende Krankheit zu betrachten, über die man mitleidig die Achseln zucken müßte. Und doch ist gerade kein Volk so blasirt wie das deutsche; denn eben in Deutschland grassirt die Absichtlichkeit im Genießen, die Hauptquelle aller Blasirtheit. Eben wir Deutsche sind's, die nicht vorurtheilsfrei an ein Kunstwerk hinantreten, die von vornherein glauben, nicht, es ist gut, sondern, es ist schlecht, die mit ihrem Urtheil noch eher bei der Hand sind, als

Digitized by Google

sie genossen haben, eben wir Deutsche sind's, denen alle Ursprünglichkeit im Genießen abgeht — und eben deshalb sind wir so blasirt wie kein anderes Volk! — Ein anderes Zeichen dieser nothwendigen Folge der Civilisation, die Indifferenz, tritt in künstlerischen Dingen wiederum nirgends so stark hervor, wie gerade bei uns. Während in Frankreich, überhaupt bei allen eigentlichen Nationen, jeder neuen künstlerischen Erscheinung Aufmerksamkeit geschenkt wird, sei es auch, um sie blos kennen zu lernen, können bei uns mehrere solcher Erscheinungen auftauchen, ohne daß die Masse sich darum kümmert. In Frankreich wird eine Oper zehn, zwanzig Male bei vollem Hause gegeben, wenn sie auch schon in der ersten Vorstellung mißfällt; denn Jeder, von der höchsten bis zu jener Stufe der Gesellschaft hinab, die dem Inhaber den Besuch des Theaters nur irgend möglich macht, will sich mit eigenen Augen und Ohren überzeugen, ob dafür Partei zu ergreifen sei oder nicht. Eine neue Oper ist eine Art Ereigniß, nicht blos für Musiker und Recensenten, sondern für Alle. Bei uns wird die erste Vorstellung kaum beachtet, kommt nun noch hinzu, daß die Oper nicht Furore gemacht hat, so ist die zweite gewiß leer, und das Werk beim dritten Male für ewige Zeiten entschlafen. Tausende haben die Production nicht kennen gelernt, besitzen aber dennoch ein Urtheil darüber, das sie sich aus Zeitungen oder vom Hörensagen gebildet haben. Dies ist fast lächerlich, und dennoch wahr. Ich kenne Menschen, die sich in Disputationen über Kunstwerke einlassen, ohne sie je in Augenschein genommen zu ha-

ben. Ja, es giebt deren, und hauptsächlich in Deutschland, welche die Titel der geistigen Productionen mit diesen selbst verwechseln, und demnach Alles gethan zu haben glauben, wenn sie sich blos mit ersteren vertraut machen. Ich würde aus unserer Blasirtheit noch mehr Consequenzen ziehen, fürchtete ich nicht, mich zu weit von meinem Thema zu entfernen, und glaubte ich nicht, genugsam bewiesen zu haben, daß gerade Deutschland einer socialen Reform bedarf, um in der Kunst die Stellung einzunehmen, die ihm hinsichtlich seiner Vergangenheit und seiner eigenthümlichen Befähigung dafür gebührt.

In dem Vorangehenden habe ich zu zeigen versucht, wie wenig unsere gesellschaftlichen Zustände geeignet sind, der Kunst eine populäre Basis zu geben. Da die wesentlichen Elemente der letzteren in der Ursprünglichkeit und Naivität der menschlichen Natur bestehen, und da diese Dinge wiederum die reinste Quelle bilden, aus der die Kunst zu schöpfen hat, so ist es wohl ziemlich klar, daß eine solche populäre Basis die beste, solideste ist, welche die Kunst haben kann. Schon zu verschiedenen Malen, und auch noch in diesem Artikel deutete ich darauf hin, daß die Civilisation die Naivität im Menschen untergräbt. Es liegt demnach auf der Hand, daß sie das größte Hinderniß ist, der Kunst jene populäre Basis zu geben, und daß sie, statt zur Entwicklung derselben beizutragen, die Frucht schon in ihrer Blüthe knickt. Man wird mir hier all' die großen Namen einwerfen, die im Buche der Geschichte unserer Kunst glänzen. O gewiß, das sind große, exceptionelle Geister, die einzig und allein

Digitized by Google

ihre Werke aus sich selbst schöpfen, und die sich in Folge dessen so viel wie möglich von den Einflüssen der Civilisation fern zu halten wissen. Aber die Früchte ihrer Werke fallen im Vergleich zu diesen selbst nur gering aus, weil diese Geister seltenen Pflanzen zu vergleichen sind, die in einem fremden Boden nur halb und unvollkommen gedeihen können. Die Pflanzen werden vergehen, aber die Keime derselben werden bleiben, und wenn der Boden in der neuen Gesellschaft aufgewühlt und die Erde frisch geworden ist — dann werden die Keime von Neuem emporschießen. Und die Frucht wird anders sein, sowohl an Gestalt, als an Geschmack, edler, schöner, kräftiger, belebender, menschlicher. Form und Idee sind dann aus den Fesseln der Civilisation erlöst, und am Ende wird sogar der alte Horaz mit seinem „Nichts Neues unter der Sonne" verstummen müssen! —

Digitized by Google

I.

Tanzmusik.

Wenn wir im Gebiete der Tonkunst diejenigen Felder betrachten, die dem Volke am zugänglichsten sind, so finden wir zu allererst die Tanzmusik, dann die Militair- und Straßenmusik, dann die Kirchenmusik, und zuletzt die Oper. —

Die Tanzmusik hat erst in neuester Zeit besondere Geltung erlangt; früher gehörte sie zu den Seltenheiten. Man konnte eher ein Tonstück höherer Gattung hören; als einen Tanz. Seit Strauß ist das anders geworden. Wir haben weit mehr Orchester für Tanz-, als für andere Compositionen, und während man einem Straußischen Walzer, einer Gungl'schen Galoppade drei Proben angedeihen läßt, muß sich eine Beethovensche Symphonie oft mit einer einzigen begnügen. Warum? Weil erstens das Auditorium für die Tanzcompositionen größer ist, als das für die Symphonien, und zweitens, weil jenes weit mehr Ansprüche

Digitized by Google

macht, als dieſes. Das Auditorium, welches die ſogenann-Soirées musicales, die Promenade concerts beſucht, gehört der Maſſe, hauptſächlich aber der Mittelclaſſe an, die ſich während der fünf Jahre, wo man ihr täglich alle möglichen Sorten Walzer und Galoppaden zu verdauen giebt, ein ſehr raffinirtes Urtheil angeeignet hat, das ſie mit der ihr eigenen Brutalität geltend zu machen weiß. Die ſogenannten Concertmeiſter, deren Unternehmungen in pecuniärer Hinſicht weit ergiebiger ausfallen, als die aller übrigen Muſikbefliſſenen, hüten ſich wohl, dem Machtſpruche ihres Auditoriums entgegenzuarbeiten. Im Gegentheil, ſie ſuchen ihm zu ſchmeicheln, und werden in dieſem Verfahren nicht wenig durch die Concurrenz beſtärkt, der ſie mehr als alle Uebrigen ausgeſetzt ſind. Auf dieſe Weiſe können wir uns die ausgezeichnete Execution, und dann auch die Extravaganzen erklären, die wir in dieſen Promenade concerts antreffen. Es gab eine Zeit, wo ich in dieſen Concerten ein Mittel zu erblicken glaubte, den künſtleriſchen Sinn der Maſſe zu wecken, zu beleben und auszubilden. Leider mußte ich bald von meiner Anſicht zurückkommen. Statt den Geſchmack ihres Auditoriums zu leiten und zu läutern, wurden die Directoren von ihm geleitet. Die Halbgebildeten, welche auch hier ihre Stimme geltend zu machen wußten, weil ſie auch hier die Mehrzahl bildeten, dominirten die Uebrigen, ſchrieben Geſetze vor, und erreichten ſo das Reſultat, welches uns unter Anderem aus den Programmen der Promenade concerts in London entgegentritt. Wir ſehen hier vierzig Harfeniſtinnen ein Solo vortragen, und nach dem

Digitized by Google

Adagio einer Beethoven'schen Symphonie ein Pas solo von irgend einer beliebten oder berühmten Tänzerin executiren — Alles dies unter der Direction des eleganten Jullien, der trotzdem, daß er sein ganzes Leben damit hinbrachte, ein graciöser Dirigent zu sein, anfängt, ein reicher Mann zu werden. Zum Glück ist der Eintrittspreis zu diesen Concerten so hoch, daß das eigentliche Volk so gut wie ausgeschlossen davon bleibt. Aber in Deutschland, wo die Musik überhaupt nicht so hoch im Preise steht, wie in andern Ländern, und wo sie eben deshalb der Masse zugänglicher ist — üben diese Concerte einen weit schlimmeren Einfluß aus. Die Zahl der letzteren ist so gestiegen, daß mit Recht die Theater in ihnen höchst gefährliche Rivalen erblicken, und wenn wir's auch noch nicht zu „vierzig Harfenistinnen" gebracht haben*), so hat doch das Pas solo nicht auf sich warten lassen, der bengalischen Flammen und anderer Extravaganzen nicht zu gedenken.

Je größer der Zuspruch ist, den diese Concerte finden, desto mehr muß natürlich dasjenige gepflegt werden, auf das sie sich stützen. Die große Productivität auf dem Gebiete der Tanzmusik darf uns also nicht Wunder nehmen. Worüber wir aber staunen können, ist, daß die Erweiterung der Tanz-

---

*) So weit haben wir es doch schon gebracht, denn im Akaziengarten bei Leipzig spielen nach Beendigung der Messe 4 bis 5 Dutzend Harfenmädchen vereinigt das herrliche Lied: „Wenn der Muth in der Brust seine Spannkraft übt ꝛc.". Angetrunkene Studenten sind hierbei Kunstrichter.

Anm. d. Correctors.

Digitized by Google

formen, welche wir Strauß verdanken, noch immer nicht zu neuen Schritten benutzt worden ist. Wenn man das Element der musikalischen Bildung, dessen sich das Volk einmal bemächtigt hat, nicht wechseln wollte oder konnte, so hätte man doch mindestens im Bereiche dieser Elemente selbst Veränderungen ergreifen sollen, welche die Monotonie zu bekämpfen, und dem Geiste einige Nahrung zu geben im Stande sind. Man wird vielleicht gespannt fragen, ob dies möglich, ob z. B. die Straußische Walzerform einer interessanteren Umwandlung fähig ist? Ich glaube, ja. Zuerst ist sie um die Hälfte zu lang, und dann entbehrt sie sowohl des geistigen Bandes, das die einzelnen Theile verknüpfen soll, als auch der Charakteristik. Der Tanz ist so gut eine künstlerische Form, wie die Oper, wie die Symphonie eine ist. Außerdem sprechen sich die nationalen Eigenheiten eines Volkes nirgends besser, als im Tanze aus. So gut man aus der Handschrift eines Menschen dessen Charakter erkennen will, eben so gut läßt sich aus den Pas eines Nationaltanzes der Charakter eines Volkes herauslesen. Die Quadrille, die Horn-pipe, die Mazurka, die Polka charakterisiren eben so sehr die Franzosen, Engländer, Polen, und Böhmen, wie der „langsame Walzer" die Deutschen charakterisirt. In der That, nichts ist so deutsch, wie dieser langsame Walzer. Der Schnellwalzer ist es weit weniger, obgleich letzterer in Verbindung mit allen ausländischen Tänzen den ersteren fast ganz verdrängt hat, eine Thatsache, die wieder den Mangel an Selbstständigkeit zu erkennen giebt, den wir in Deutschland so oft zu beklagen haben. — Im lang-

samen Walzer liegt der Humor und das melancholische Sichgehenlassen der Deutschen. Daher mochte es auch wohl kommen, daß Prinz Hamlet ihm nicht minder gewogen war, als denen, die ihn tanzten — daß Letztere vermuthlich, weil er in ihnen so große Aehnlichkeit mit sich selbst fand.

Der langsame Walzer wird nur noch auf dem Lande, oder besser in der Provinz, und in einzelnen Familien des Mittelstandes getanzt, in der Regel nach Tisch zur Verdauung. In Frankreich würde man dies als eine Entweihung betrachten. Der langsame Walzer gilt dort als der Erguß einer großen musikalischen Seele, und „La dernière pensée de Weber" ist dasjenige Musikstück, dessen Autorität von Allen ohne Ausnahme anerkannt wird. Dieser Weber'sche Walzer ist der Stern, der in die Nacht aller Claviereleven hineinleuchtet, und wer ihn in den Fingern hat, kann oft zu ganz eigenen und piquanten Glückszufällen gelangen. Bei uns muß man mindestens ein Dutzend Schnellwalzer der gefeiertsten Componisten in diesem Genre spielen können, um als Zurechnungsfähiger genannt zu werden. Die Tanzcomponisten können in Deutschland gar nicht productiv genug sein. Was man in dieser Hinsicht bei uns consumirt, grenzt an's Fabelhafte, und hieraus läßt sich so ziemlich die Monotonie herleiten, die über die Fabrikate ausgegossen ist. —

In dem Schnellwalzer, wie er jetzt ist, kann ich nur sehr wenig Deutschthümliches finden, trotzdem, daß die Franzosen ihn valse allemande nennen. Ich vermisse darin die Piquanterie der Abwechselung, der Melancholie, der Kürze. Die fünf Theile der Straußischen Form, die in

Digitized by Google

den meisten Fällen ohne geistige Verknüpfung aneinander gereiht sind, erscheinen mir als das Ermüdendste, Langweiligste, das den Sinnen geboten werden kann, obgleich sie theilweise recht geistreich componirt sind, und unstreitig den meisten Werth haben. — Ich weiß wohl, daß wir in diesem Augenblick keinen nationalen Tanz haben können, aber um so mehr sollten wir uns eine interessantere Form als die bisherige anzueignen suchen. Wie wär's, wenn man zu diesem Ende zwei, drei Grundthemen annähme, die in verschiedenen Intervallen wiederkehrten, und die sich durch die ganze Composition schlängelten, wie der Bach durch die Landschaft. Natürlich müßten sich diese Grundthemen nicht so ähnlich sehen, wie in der Regel die Motive, die wir in dem heutigen Schnellwalzer antreffen, im Gegentheil, sie müßten charakteristische Unterscheidungsmerkmale an sich tragen. Durch diese Procedur wäre der rein künstlerischen Form schon mehr genügt. Einmal eingeführt, müßte sie zu neuen überraschenden Resultaten leiten, zumal, wenn man die Charakteristik, und namentlich die Abwechselung, nicht blos in den Melodien, sondern auch in der Begleitung suchte. Wenn ich nicht irre, hat Chopin theilweise in diesem Sinne Walzer geschrieben, die jedoch einer Seite entbehren, die leider die wichtigste ist, nämlich der praktischen. Eine Hauptsache ist, daß dem Rhythmus nichts an seiner Schärfe genommen werde, was übrigens im Orchester noch leichter zu erreichen ist als auf dem Clavier. —

Das hier vom Schnellwalzer Gesagte läßt sich mit einigen Modificationen auf die übrigen Tanzformen ebenfalls an-

Digitized by Google

wenden. Daß ich es sagte, wird vielleicht Manchen befremden, dem die Wichtigkeit der Aufgabe nicht einleuchtend genug sein sollte. Aber ist letztere nicht vorhanden, wenn man auf den Status quo unserer Musik blickt? Eben weil dieser letztere in den Tanzrythmen und Tanzformen gleichsam seine Grenzen findet, müssen wir suchen, diese zu erweitern. Der ¾ Tact ist derjenige, der den Lauf der modernen musikalischen Welt bestimmt; wir müssen demnach auf ihn unser vorzüglichstes Augenmerk richten. Was wir heutzutage an musikalischer Popularität besitzen, liegt großentheils in den Walzer- und Galoppaden-Rhythmen. Wir treffen also hier eine Art populairer Basis. Aber die Elemente dieser letzteren sind nicht rein, kräftig und anregend, denn sie tragen alle Auswüchse der Civilisation zur Schau. So kommt es denn, daß die Basis morsch ist, und das darauf errichtete Gebäude hinfällig, wie das der Civilisation. —

Die moderne Welt begeht in diesem Augenblick einen feierlichen Act. Sie tanzt sich zu Grabe. Es ist ein gar geisterhafter Tanz, der mit entsetzlicher Wahrheit an den erinnert, welchen die Willys auf ihren Gräbern ausführen. Millionen derer, die noch den Keim des Lebens in sich tragen, fühlen sich von den Armen der civilisirten Willys umschlungen. Sie müssen tanzen und tanzen. Wird die erwachende Morgenröthe sie todt oder lebendig finden? —

Digitized by Google

II.

Straßenmusik.

Die Straßenmusik ist diejenige, die am meisten Eigenthum des Volks genannt werden kann. Sie steht im Allgemeinen zur Kunst in sehr ferner Beziehung, jedoch hat die neueste Zeit hierin eine Abänderung getroffen. Die Liederfeste, welche im Freien gehalten werden, die Volksliedertafel, die sich sehr oft in den Straßen vernehmen läßt, das Virtuosenthum, das nach und nach aus den Sälen auf den öffentlichen Markt herniedersteigt — Alles dies sind höchst günstige Vorzeichen für die künstlerische Reorganisation der Straßenmusik. Man könnte die Wichtigkeit der letzteren in Zweifel ziehen; aber dann würde man vergessen, daß die Straße der Tummelplatz desjenigen Theils der Bevölkerung ist, welcher vermöge seiner Lage am meisten Beachtung verdient, und der die gesundesten Stoffe birgt. Die Musik, welche in sich die Eigenschaft hat, zu reinigen, ist gleichsam dazu bestimmt, den

Digitized by Google

Bewohnern der Straße den Schmuz abzunehmen, welchen dieſer Aufenthalt mit ſich bringt. Entledigt ſie ſich dieſer Verpflichtung, ſo ſind die Vorarbeiten zu einer populären Baſis begonnen. Treten dann geſellſchaftliche Inſtitutionen ins Leben, welche dieſe Claſſe der Bevölkerung ſtatt auf das Straßenpflaſter, dorthin betten, wo ſie als Menſch und Individuum hingehört, ſo iſt den geheiligten Rechten der Kunſt im Volke ſelbſt ein unüberwindlicher Damm gewonnen. Auch würde dann von Neuem auftauchen, was in unſerer Zeit ganz ausgeſtorben zu ſein ſcheint — die Volksweiſe, und zwar die, deren Urſprung nicht anzugeben iſt. Was wir an letzterer Erſcheinung beſitzen, iſt großentheils der Vergangenheit entlehnt, und gehört einer Zeit an, in welcher die Civiliſation noch weniger fortgeſchritten war. Jetzt kann ſich der künſtleriſche Sinn des Volks in dieſer Art nur noch in einzelnen Gebirgsgegenden, und bei ſolchen Stämmen äußern, deren Wälder noch nicht ein Opfer der Induſtrie geworden ſind.

Es giebt in dem civiliſirten Europa einzelne Striche Landes, wo ſich die Naivität der Empfindung, die Reinheit des Gefühls auf eine rührende Weiſe erhalten hat. So wie uns in einer felſigen, rauhen Gegend oft der Anblick einer Roſe überraſcht, ſo iſt's auch mit dieſen Strichen Landes. Statt Heuchelei, Mißtrauen und Betrügerei, die den Fremden auf ſeiner Reiſe überall begleiten, findet er hier Biederkeit, Offenheit und Vertrauen. Die Luft, die ihn umſpielt, thut ihm wohl, noch ſchöner fühlt er ſich aber erregt durch der Bewohner Antlitz. Die Stirn iſt hoch, das

Digitized by Google

Auge leuchtet, die Wange blüht, Gesundheit und Selbstbewußtsein ist den Physiognomien aufgedrückt. Es sind arme Leute, aber ihr Gang ist elastisch, die Haltung edel, menschlich frei, und sie unterscheiden sich hauptsächlich dadurch von den Uebrigen, daß sie nicht wie die Enten watscheln. Der Fremde fühlt sich wunderbar ergriffen. Kaum kann er glauben, daß der Boden, auf dem er steht, derselbe ist, den er bisher betreten hat, und die, welche ihn umgeben, der Menschheit angehören. Aber wie muß er erst staunen, wenn er die Weisen hört, die bald hierher, bald dorthin klingen. Es sind Volksweisen, die Tradition hat sie aus früheren Jahrhunderten überliefert, und die Spätergeborenen haben die Weihe derselben zu erhalten gewußt. Was den Vätern gegeben war, sollte den Kindern nicht entzogen werden. So ist auch diesen letzteren geworden, die Göttlichkeit hinauszusingen, die in ihnen ist. In diesen Weisen liegt ihr ganzer geistiger Reichthum, sie sind ihre Poesie, ihre Religion. Aber welche Poesie, welche Religion, welche Keuschheit und Reinheit der Empfindung athmen sie! Den Fremden überschleicht beim Hören dieser Weisen dasselbe Gefühl, das den Kindern wird, wenn sie in eine Kirche treten. Es fühlt sich geläutert, gehoben und die edelsten Vorsätze sieht er in seiner Seele keimen. Jedoch der Dämon der Civilisation ist in ihm wach; mit einer glänzenden Logik sagt er zu ihm: „Du bist ein Mann, und willst wieder Kinderschuhe anziehen? Fort, hinaus in das Leben, wo dich Kämpfe, Ehre und Ruhm erwarten. Und der Fremde gehorcht der Stimme, die ihm Kämpfe, Ehre und Ruhm verspricht; er verläßt

Digitized by Google

das Reich des Göttlich-Menschlichen, um im blos Menschlichen seine Genüsse zu finden! —

Die Volksweise ist die göttliche Offenbarung eines Volkes; an ihr ist's zu erkennen, welche Elemente der Sittlichkeit, der Poesie und der geistigen Bildung in ihm liegen. Die Civilisation hat sie in den Städten so ziemlich ausgerottet, und an ihre Stelle eine andere gesetzt, auf die ich später zurückkommen werde. Nur auf dem Lande findet findet sie noch hier und da ein Asyl, hauptsächlich im mittleren Frankreich, in Norwegen und Schottland. Die Weisen dieser drei Länder haben jede charakteristische Unterscheidungsmerkmale, alle aber athmen den Geist der Poesie, und sind schöne Blüthen eines kräftigen, gesunden Volksbewußtseins. Dann und wann verirren sie sich in die Concertsäle, wo sie das Lämmlein sind, das unter eine Heerde Wölfe geräth. Man lächelt über diese Einfachheit, über diese Originalität, über diese gesunden Melodien, denn man versteht sie nicht und kann sie auch, Dank unserer Civilisation, nicht verstehen. Trotzdem mögen alle diejenigen in ihrem Eifer nicht erkalten, welche diese Weisen als einen reichen Schatz betrachten, der wohl des Sammelns werth ist. Wofür sich Geister, wie Georges Sand und Chopin interessiren, das muß großen Werth haben, wenn's auch die Mehrzahl nicht anerkennen will.

Was an diesen Volkscompositionen besonders hervorzuheben sein möchte, ist ihre stete Originalität. Die Wendungen sind nicht verbraucht oder trivial, überall ist Frische und Geist. Bei einigen glauben wir zuerst eine gewisse Mono-

Digitized by Google

tonie herauszuhören, aber je länger wir unser Ohr den Tönen hinhalten, desto mehr entdecken wir Mannichfaltigkeit, und selbst durch das öftere und gleichmäßige Wiederkehren einer einzigen Phrase fühlen wir uns auf eine wohlthuende Weise angesprochen. Ich sehe in diesem Allen einen bedeutungsvollen Fingerzeig für die Componisten. Freilich können diejenigen Weisen, welche einer vergangenen Zeit entlehnt sind, keinen genügenden Anknüpfungspunct bilden, aber dann, wenn eine Gesellschaft constituirt sein wird, in welcher das Volk wieder in jener Art seinen künstlerischen Sinn bethätigen kann, dann sehe ich in diesen Weisen die leitende Hand, welche dem Griffel der Künstler die rechte Richtung zu geben vermag. Uebrigens kann das Studium dieser Compositionen schon jetzt gute Früchte tragen; denn schon aus dem Gegebenen können wir die Urbedingnisse dessen kennen lernen, was das Volk will. Gar mancher unserer nur bei Musikgelehrten gefeierten Componisten würde daher besser gethan haben, statt in den Bibliotheken die Werke gelehrter Contrapunctisten durchzustöbern, in die Wälder, in die freie Landschaft zu gehen, um die Stimmen der Natur, die Offenbarungen des Volks-bewußtseins aufzufangen. Ueberhaupt kann den Künstlern unserer Zeit nicht genug empfohlen werden, sich etwas mehr an jenen Orten umzusehen, wo sich die musikalische Natur am ungezwungensten entfalten kann. Diese Orte sind nicht die Concertsäle, großentheils auch nicht die Theater, obgleich sich in letzteren noch am meisten wirkliche Volkselemente vorfinden; diese Orte sind nicht die Städte, wohl aber das Land. Hier giebt es noch Laien,

Digitized by Google

Menschen, die sich durch keinen blinden Autoritätsglauben in ihren Empfindungen, in ihrem Urtheil berücken lassen, denen der Name nichts, die Sache Alles ist, die ebensowenig die absichtliche, wie unabsichtliche, angeborene Rücksicht kennen, die langweilig, trivial und verfehlt finden, was langweilig, trivial und verfehlt ist, unbekümmert darum, ob das Werk von einem berühmten oder unberühmten Componisten herrührt. Auf dem Lande wohnen sogenannte Bauern, aber es giebt deren, die mit ihrem natürlichen Verstande, mit ihrem natürlichen Gemüthe den Nagel auf den Kopf treffen. Und dann, glaubt man, daß die ackerbauende Welt eine Welt der Rohheit und Ignoranz ist? Fast sollte man es denken, wenn man einige Städter von den armen Landleuten reden hört, „die von Allem entblößt sind". Diese „armen" Landleute sind, mit Ausnahme einer einzigen Classe, der Tagelöhner, reicher als wir; denn sie haben sich noch am reinsten das Gefühl der Unabhängigkeit zu bewahren gewußt, und Unabhängigkeit ist der höchste Reichthum auf der Erde, wie sie jetzt ist. Und dann, nirgends finden wir so viel wahres, geläutertes Wissen, so viel Toleranz, als eben auf dem Lande. Wie natürlich, umfaßt dieses Terrain doch gar verschiedene Classen von Menschen, vom Tagelöhner bis hinan zum Gutsherrn!

Die musikalische Ausbeute dieses Terrains ist in quantitativer Hinsicht nur gering. Das Wie muß das Wieviel überwiegen. Die musikalischen Auswüchse unserer Civilisation verirren sich hierin seltener, und die Charlatanerie des Virtuosenthums findet hier nur einen unfruchtbaren Boden.

Digitized by Google

Sie scheitert an dem gesunden Sinne der Landbewohner, an ihrer kernhaften Natur, die sich in Folge des Zusammenziehens Mehrerer in ein einziges Band, des Familienlebens, welches das Wohnen auf dem Lande mit sich bringt, herausgebildet hat. — Die Auflösung der Familienelemente, die sich in unserer Gesellschaft vorbereitete, war die natürliche Beschützerin des modernen Virtuosenthums. Daher wurde auch Paris, wo die Familie nur dem Namen nach noch existirt, der Mittel- und Vereinigungspunct aller Virtuosen, und eben daher sehen wir die letzteren in England, dem Heerde des Familienlebens, noch immer nicht festen Fuß fassen. Virtuosen, die überall ernteten, fanden in London nur geringe Sympathien, und von dem berühmtesten unter ihnen wollen die Engländer noch jetzt nichts wissen. Etwas dem Aehnliches sehen wir bei den Landbewohnern. Sie sind in neuerer Zeit oft genug von musikalischen Marktschreiern heimgesucht worden; aber die Kunststückchen der letzteren konnten höchstens nur das erste Mal Publicum herbeiziehen. Freilich, auf die Länge werden sie nicht Widerstand leisten können. Die Eisenbahnen, welche die Menschen und Oerter zusammenziehen, und in denen ich eben deshalb ein bedeutungsvolles Symptom der neuen Gesellschaft erblicke, werden auch hier erst negativ wirken müssen, um später das Positive sich gleich dem Phönix aus der Asche hervorheben zu lassen. Die Eisenbahnen verbinden die alte Zeit mit der neuen, sie sind der Schlußstein der Civilisation, und zugleich das erste Material zu einem neuen, gesellschaftlichen Gebäude. Erst müssen sie einreißen, nivelliren, um schöpferisch wir-

ken zu können. So dienen sie jetzt dazu, die Puncte der Civilisation in Flächen auszudehnen, gleichsam um den Angriff auf dieselben zu erleichtern. So werden sie auch das musikalische Gift der Civilisation in die entlegensten Oerter tragen, bis es so flüssig und dünn geworden ist, daß es aufhört, Kraft und Wirkung zu haben. —

Schon oft habe ich über das Loos derer nachgedacht, die den Acker bestellen. Ihnen ist ein ehrenvoller Stand geworden, aber auch ein sehr harter, mühevoller. Ich will hier nicht beleuchten, ob der Gewinn mit dem Maße ihrer Arbeit harmonirt; nur das sei mir erlaubt, zu fragen: „Warum wurden bis jetzt dem Stande, dessen einzige Erholung der Schlaf ist, die Wohlthaten einer Kunst vorenthalten, welche erstlich die zugänglichste von Allen, und zweitens diejenige ist, die dem Menschen so reine Freuden zu bereiten vermag. Wenn der Bauersmann fünf, sechs Stunden den heißen Strahlen der Sonne preisgegeben ist, dann taumelt er entweder in die Arme des Schlafes, oder zur Branntweinflasche. Nur wenige Stunden Ruhe — und dieselbe Procedur beginnt von Neuem. Ein Tag in der Woche gleicht dem andern, und selbst der Sonntag ist ihm oft nicht gegönnt. So läßt er sein Leben gleich der Spindel einer Uhr ablaufen. Aus dem Menschen ist eine Maschine geworden. Steht sie still, so wird sie entweder durch die Knute oder die Branntweinflasche wieder in Bewegung gebracht! — Wem sind nicht bei einem Spaziergange über's Feld menschliche Gestalten aufgefallen, die, ihr Antlitz dem Boden zugekehrt, ihr Rücken den dichtesten Strahlen der Sonne ausgesetzt, un-

Digitized by Google

aufhaltsam in der Erde herumwühlen, und sie zu cultiviren suchen! Ihre Armbewegungen sind so gleichförmig, daß man Automaten in ihnen vermuthen kann. Man redet sie an, sie hören nicht; man berührt sie mit einem Stock, und erst dann wenden sie das Haupt: Minutenlang glotzt das gläserne Auge uns an, keine Muskel der Physiognomie ändert sich, der aufgeworfene, breite Mund bleibt derselbe, das Dunkelbraun der Wangen röthet sich auch nicht um die zarteste Schattirung — Alles ist starr und todt, bis der Kopf langsam wieder in seine frühere Stellung zurücksinkt. Sind das auch „Menschenleben"? Es sind wohl Menschen, aber sie leben nicht; denn sie haben nicht das Bewußtsein dessen, was sie thun. Sie unterscheiden sich vom Thiere nur durch die äußere Form und durch die widerliche, systematische Verzerrung ihrer Gesichtszüge, die das Lachen andeuten soll. Aehnliche Gestalten finden wir in katholischen Ländern, und zwar bei den sogenannten Bettelmönchen. Die katholische Religion und die Verdummung begegnen sich sehr oft! —

Giebt es kein Mittel, den Zustand dieser Unglücklichen zu veredeln, ihnen das Bewußtsein ihres Lebens einzuhauchen? Ich glaube, ja! Die Musik läutert und erhebt, und deshalb ersetzt sie bei allen denen die Erziehung, welchen unsere Gesellschaft blos vergönnt, zu arbeiten und zu schlafen. Millionen Menschen sind so gestellt, daß sie vom zartesten Kindesalter an keine Zeit haben, die nothwendigsten Bedingnisse

Digitized by Google

einer geiſtigen Bildung zu erfüllen. Bei dieſen muß die Muſik allen Geiſt erſetzen, und ſie kann es auch, wenn ihr nur dieſe Rolle zuertheilt wird. Man laſſe demnach auf dem Lande muſikaliſche Inſtitutionen in's Leben treten, die darauf hinausgehen, den Ackerbeſtellern ihre wenigen Mußeſtunden auf die edelſte und anregendſte Art zu verſüßen. —

Dieſe muſikaliſchen Inſtitutionen ſind dazu berufen, auf dem Lande einen ähnlichen Platz auszufüllen, wie die Schulen und Kirchen, mit dem einzigen Unterſchiede, daß, während der Beſuch dieſer letzteren doch nur für die Kinder eine Art fruchtbringende Nothwendigkeit geworden iſt, das muſikaliſche Inſtitut für Alle ohne Ausnahme des Geſchlechts und des Alters ein Bedürfniß ſein muß.

Der Schulunterricht auf dem Lande iſt ein mangelhafter, nicht deshalb, weil er ſpät anfängt und früh aufhört, ſondern weil er ſeine Aufgabe, trotzdem, daß er ſich dieſe ſo leicht wie möglich gemacht hat, nicht zu löſen weiß. Die Lehrer ſcheinen bei ihrer Beſchäftigung von der Anſicht auszugehen, daß die Kinder der Bauersleute weniger begabt ſind, als die der übrigen Menſchen. Nach ihnen hat der Sohn eines Feldbauers weniger Anlagen zum Lernen, als der junge Städter. Dies iſt kraß, aber ſehr oft eine Wahrheit. Man ſollte nun glauben, daß die Lehrer bei'm Unterrichten hauptſächlich den Stand im Auge hätten, welchen ihre Zöglinge ſpäter zu ergreifen pflegen. Auch das nicht.

Schreiben, Lesen, Rechnen und der Katechismus, das sind die vier Felder des Wissens, deren Kenntniß man den Lernenden so unvollkommen wie möglich beibringt. Ihnen den Stand des Feldbauers in einer edleren Form, als der einer bloßen materiellen Arbeit erscheinen zu lassen, fällt Keinem ein. Und wenn dies ist, so bleibt es eben — ein Einfall. Das Kind wird Jüngling. Der Horizont seines Wissens und Thuns hat sich nur insofern erweitert, als es reif geworden ist, zu tanzen, zu lieben, Branntwein zu trinken, und etwas schwerere Erdarbeiten zu verrichten, denn früher. Der Jüngling wird Mann. Ist er ein Anderer geworden? Jawohl, er hat eine Frau genommen, er zeugt Kinder, und besucht regelmäßig die Kirche. Was hört er hier? Dieselben Gemeinplätze, welche ihm schon in der Schule gesagt wurden, nur mit einigen stereotypen Kanzelphrasen und rhetorischen Ausschmückungen vermischt. Da er zu jenen Wesen gehört, die da Ohren haben und nicht hören, die da Augen haben und nicht sehen, so kann man ihm ungestört immer dieselbe Portion reichen, er nimmt sie mit dem Gleichmuthe hin, wie man ein Glas Wasser trinkt, wenn man nicht durstig ist. Würde er hören und sehen können, würde er so viel geistige Kraft besitzen, nur einmal mit einiger Aufmerksamkeit eine Kirchenpredigt zu verfolgen, so würde er am Ende eines Morgens den Spaten mit der Feder vertauschen, und auch ein Kanzelredner werden. — Wenn er jetzt die Kirche besucht, so geschieht es, erstens: aus Gewohnheit, zweitens: der Anderen wegen, drittens: um seinen Kindern ein gutes Beispiel zu geben, und viertens: weil es

Digitized by Google

in der That doch noch besser ist, in die Kirche zu gehen, als die Zeit zu verkneipen. —

Bei einem solchen Zustande der Dinge kann nur die Musik helfen. Je mehr ich darüber nachdenke, desto sicherer stellt sich in mir die Ueberzeugung fest, daß die Musik berufen ist, die Gemüther auf eine sociale Umwälzung vorzubereiten. Während die Eisenbahnen das materielle Band zwischen der alten und der neuen Zeit sind, ist die Musik das geistige. Sie dient dazu, den Menschen die Ueberraschung zu ersparen, die sie auf unheilvolle Weise empfinden müßten, wenn statt des Grundsatzes: „Jeder ist sich selbst der Nächste", ein anderer, vortheilhafterer auftauchte. —

Man hat sich oft gefragt, was aus den Millionen ackerbauender Menschen werden würde, wenn plötzlich eine Erfindung gemacht wäre, den Erdboden durch Maschinen zu cultiviren. Unvorbereitet — was könnte ihnen wohl Anderes übrig bleiben, als sich gleich den wilden Bestien der Wüste über die Räuber ihres täglichen Brodes zu stürzen, und sie zu erwürgen? Drum wehe uns, wenn diese Erfindung bei ihrem Eintreffen, was jeden Tag geschehen kann, die arbeitende Classe der Landbewohner auf derselben Stufe thierischen Hinbrütens findet, welche sie jetzt großentheils, einnimmt. Die Menschheit würde ein Blutbad anrichten, vor dessen feurigem Schein Sonne, Mond und Sterne erbleichen müßten. Pest, Cholera, Revolutionen, und wie die kleinen Symptome einer solchen Zeit sonst noch heißen mögen, würden in das innerste Mark ihrer Seele hineinschauern bei diesem Anblick! Doch nein, die Zeit

Digitized by Google

wird nicht eintreffen, die an Geist und Materie Besitzlosen werden vorbereitet sein, und in dem Augenblicke, wo man ihnen Alles nimmt, einen der Menschheit würdigeren Ausweg gefunden haben. —

Wenn die Maschine den Menschen unnöthig macht, so muß der Mensch, der bisher ihre Stelle vertrat, eine Stufe höher gerückt sein. Ist dies nicht der Fall, so entsteht ein Ruck, und dieser Ruck möchte, wie ich bereits angedeutet habe, eben nicht sehr angenehm ausfallen. Um dies zu verhüten, hat man schon verschiedene Anstalten getroffen. Gethan ist so gut wie nichts, aber die Anregung dazu ist in hohem Grade gegeben worden. Eigenthümlicherweise sind die bis jetzt vollführten Schritte auf einem Felde geschehen, wo man die Abhülfe am wenigsten suchte, nämlich auf dem der Musik. Die Volksliedertafel, die Liederfeste und einzelne hier und da im Werden begriffene Verbesserungen des Fabrikwesens sind die einzigen Resultate, die man bis jetzt zu Gunsten der arbeitenden Classen erlangt hat. Die ersteren werden kaum dazu gerechnet, und doch sind sie von der größten Wichtigkeit, denn sie veredeln den Menschen und ersetzen ihm den Mangel an Erziehung. Schlimm ist nur, daß diese Liedertafel, diese Liederfeste im Vergleich zu den ihrer Bedürftigen sehr spärlich sind, und hauptsächlich den Städten anheimfallen. Das Land ist verwahrlost; einige Liederfeste abgerechnet, die hier und da im Sommer stattfinden, und woran der Bauersmann keinen Theil nehmen kann, hallt die Luft nur von den Tönen des Post- und

Digitized by Google

Jagdhorns oder von denen einer Dorfgeige wieder, die zum Tanze gespielt wird. —

Die Idee der Volksliedertafel, hauptsächlich von Mainzer angeregt, ist bis jetzt nur in den größeren Städten zur Ausführung gekommen, während sie es gerade ist, deren praktische Anwendung sich wie ein Netz über den ganzen Erdball spannen müßte. Sie ist demnach ein integrirender Theil jener musikalischen Institutionen, von denen ich oben sprach. —

Man hat in der That nichts Eiligeres zu thun, als diese Volksliedertafel auf dem Lande einzuführen: Um dies zu bewerkstelligen, müßte z. B. jeder Gutsherr nur dann einen Arbeiter ordentlich beschäftigen, wenn er zur Liedertafel gehört. Gegen dieses Mittel würden selbst die Widerspenstigen und Rohen nichts vermögen, erstens aus Instinct der Selbsterhaltung, und zweitens aus dem jedem Volke eigenen, der ihm genau sagt, was ihm frommt. Diese Liedertafel würde natürlich in sehr viele Abtheilungen zerfallen. In Bezug der letzteren würden sogar solche sein, die blos Hörer, wenn auch nur für einige Zeit, umfaßten. Daß das Institut nicht von Unkraut überwuchern dürfte, hinge meiner Ansicht nach einzig und allein von denen ab, die an seiner Spitze ständen. Vor allen Dingen müßten die Regierungen ein Gesetz statuiren, demgemäß jedem Dorfe eben so nothwendig ein Musiklehrer wäre, wie dem Kirchensprengel ein Seelsorger. Um die pecuniären Hindernisse, welche diesem Vorhaben entgegenstehen, zu beseitigen, müßte der Director der Liedertafel auf dieselbe Weise behandelt werden, wie der Seelsorger. Gleichwie der letztere einen bestimmten Ort,

Digitized by Google

die Kirche hat, zu lehren und zu erbauen, so müßte auch dem musikalischen Seelsorger eine Kirche werden. Da wir aber der letzteren schon genug haben, überdies die Erbauung einer neuen unnöthige Kosten verursachen würde, so müßte die eine Kirche beiden Seelsorgern zugleich überlassen bleiben. Der Eine würde sie zu seinem Zwecke am Morgen, der Andere am Nachmittage zu benutzen haben, und zwar an jedem Sonntage. Die sogenannte Nachmittagspredigt würde zwar dadurch verloren gehen; aber ich sollte denken, man hätte an den Morgenerbauungen schon genug, und überdies würde sich der Ersatz bald als ein überwiegender herausstellen. Da diese Procedur höchstens zwei bis drei Stunden dauern könnte, bliebe für den Tanz und die sonstigen ländlichen Freuden noch Zeit genug übrig. —

Welch' wohlthätige Folgen aus diesem Unternehmen erwachsen müßten, bedarf wohl kaum der Erwähnung. Nur auf Eins will ich aufmerksam machen. Die arbeitende, oder richtiger, die blos vegetirende Classe, welche wir auf dem Lande antreffen, würde eine wunderbare Metamorphose erleiden. Dann sähen wir nicht mehr jene Automaten gleichenden Menschen, deren ich gedachte, nein, das Bewußtsein des Lebens, der Intelligenz wäre selbst der Physiognomie des niedrigsten Tagelöhners aufgedrückt, und Alle, welche den Acker bestellten, währen von der Weihe ihres Berufes durchdrungen. Dann würde sich vor Allem der große Moment nahen, wo die Kunst in allen ihren Phasen, vom Größten bis zum Geringsten, eine Wohlthat für die Menschheit genannt werden kann! —

Digitized by Google

Was ich bei dem ackerbauenden Theil der menschlichen Bevölkerung in Anwendung gebracht wissen will, darf dem der Industrie verfallenen um so weniger vorenthalten bleiben, da dieser in vieler Hinsicht noch entblößter, unglücklicher als jener sein möchte. Die Anwendung ist übrigens schon theilweise erfolgt. Die Volksliedertafel, welche in größeren Städten existirt, zählt namentlich Fabrikarbeiter zu ihren Mitgliedern. Leider gehören die letzteren zu den Bevorzugten ihrer Classe; es sind die Höhergestellten in den Fabriken, die den geringen Preis und die Zeit auftreiben können, welche die Liedertafel von ihren Mitgliedern fordert. Tausende ihrer Collegen, unter ihnen die beträchtliche Zahl von Kindern, verfallen nach vollbrachtem Tagewerke, wenn sie der Schlaf nicht überrascht, dem Bewußtsein ihrer jämmerlichen Armuth, ihrer Blöße. Tausende sehen nicht anders das Tageslicht, als am frühen Morgen, wenn sie aus ihren Höhlen kriechen, um an die Arbeit zu gehen, und selbst dann, wenn's ihnen erlaubt ist, noch bei Tage die letztere zu beenden, warten sie aus Schamgefühl das Dunkel ab, um die Fabrik zu verlassen. *) —

---

*) Wem die Detailmalerei des Schrecklichen gefällt, dem ist hier Stoff geboten, und mich wundert nur, daß Victor Hugo dies noch nicht in das System seiner Poeterei gezogen hat. — Es ist übrigens ein gutes Zeichen, daß sich die bildende Kunst (ich erinnere an das in diesem Jahr in Berlin ausgestellte Tableau „schlesische Weber") dieses Stoffs bemächtigt. Der letztere kann nicht genug und auf die verschiedenartigste Weise verarbeitet werden. Daß er Allen vor die Augen träte, das wäre Aufgabe unserer

Für dieſe Unglücklichen muß in der Fabrik ſelbſt geſorgt werden. Bevor jener Moment eintreten kann, in welchem dem Arbeiter ein ſeinem Wirken analoger Gewinn zufällt, zeige man ihm einen andern Ausweg, ſeine gedrückte Seele zu erheben. Kann man ihn noch nicht phyſiſch ſtärken, nun ſo möge ihm für's Erſte die geiſtige Kräftigung werden. Die Mehrzahl unſerer Fabrikarbeiter gleicht den Kranken, deren Behandlung große Sorgfalt erfordert. Erſt nach und nach darf man ſie auf den Genuß derjenigen Speiſen vorbereiten, deren die Geſunden bedürfen. Alles iſt gebrochen in ihnen; von einem giftigen Pfeile getroffen, ertragen ſie ihr Loos einerſeits mit thieriſcher Gleichgültigkeit, andrerſeits mit rührender Ergebung. Eine große Zahl unter ihnen iſt innerlich und äußerlich ſo abgeſpannt, ſo moraliſch und phyſiſch erſtorben, daß eine plötzliche, materielle Verbeſſerung ihrer Lage, ein plötzliches Erleben unheilvoll auf ſie wirken würde. — Die Muſik läutert und ſtärkt den Menſchen, ſie bereitet ihn auf das Beſſere vor, *ſie iſt es auch, welche die Reorganiſation des Fabrikweſens vorbereiten muß.*

Man hat in einigen Fabriken den Schulunterricht eingeführt; das Reſultat iſt jedoch nur gering geblieben. Wenn der Arbeiter ſein Tagewerk vollbracht hat, *ſo kann er nur noch genießen.* Von einer *Thätigkeit* ſeiner geiſti-

---

Dichter und Publiciſten, die ſich dadurch ein größeres Verdienſt erwürben, als wenn ſie ſo oft in leeren Allgemeinheiten die zu erringende Freiheit behandeln. —

Digitized by Google

gen Functionen kann nicht die Rede sein. Man muß demnach der ihm gebliebenen Function des Genießens eine Richtung geben, die ihn erhebt statt erniedrigt, die seine Seele kräftigt, und seinen Geist dem Wissen zugänglich macht. Diese Richtung kann nur eine musikalische sein. Man stelle also die Arbeiter unter den Schutz der erhabenen Trösterin Musik, und zwar auf diese Weise:

In jeder Fabrik sei ein Vereinigungssaal, in diesem eine Orgel. Des Morgens beim Kommen der Arbeiter ertöne ein Choral, bei ihrem Fortgehen ebenfalls. Bis jetzt wäre dies nur eine Nachahmung eines schönen Schulgebrauchs. Sehr wahr, aber diese Nachahmung soll auch nichts, als der Anfang zu einer musikalischen Feier sein, die sich alle acht Tage wiederholen müßte. Das einfache Choralsingen würde zu weiteren Schritten führen, und binnen Kurzem eine Volksliedertafel zur Folge haben. Es ist nothwendig, daß an dieser Alle Theil nehmen, welche in der Fabrik beschäftigt sind, also auch die Kinder und die weiblichen Arbeiter. Wie immer, fragt es sich auch hier, auf wessen Kosten ein solches musikalisches Institut ins Leben treten soll. Unmöglich können die Arbeiter von ihrem Lohne etwas, und sei es auch noch so gering, zu diesem Ende ablassen. Hier muß also wieder die Regierung vermittelnd auftreten, und jedem Fabrikherrn die Verpflichtung auferlegen, für seine Arbeiter auf obige Weise zu sorgen. Ich bin überzeugt, daß selbst jene gesellschaftlichen Ungeheuer, die mit Gleichgültigkeit ihre Untergebenen in den Tod stürzen, und die man vorzugsweise unter den Fabrikherrn antrifft, mit Ver-

Digitized by Google

gnügen, ja mit dem regſten Eifer jener Verpflichtung nachkommen werden, ſo wie ſie ſich von dem bedeutenden, materiellen Vortheil überzeugt haben, der ihnen daraus erwächſt. In der That, die Sehnen der Arbeiter würden ſich ſpannen, ſie würden die Fittige ihres Geiſtes zu regen ſuchen. und innerlich wie äußerlich ſtark werden. Tauſende wären auf dieſe Weiſe in Wahrheit vereint, und ſo wie ſie muſikaliſch zuſammenwirken, mit demſelben Eifer würde dies auf dem Boden geſchehen, der ihnen das tägliche Brod giebt. —

Bevor all' jene Verbeſſerungen des Fabrikweſens, welche die neueren Socialiſten vorſchlagen, zur Ausführung gebracht ſind, muß die von mir angeregte ihre ſegensreichen Wirkungen eröffnen, ſonſt, fürchte ich, werden jene nicht das Reſultat liefern, das man erwartet. Es iſt nöthig, daß ich bei dieſem Puncte einen Augenblick verweile. —

Wie ich bereits andeutete, fällt die Mehrzahl der Fabrikarbeiter in zwei Claſſen, in die der thieriſchen Gleichgültigkeit, und in die der rührenden Ergebung. Beides, ſowohl Gleichgültigkeit wie Ergebung, zeigt einen hohen Grad von Schwäche an. Dieſe Schwäche iſt aber ein unfruchtbarer Boden, aus dem nichts Geſundes, Kräftigendes emporwachſen kann. Die intelligenten Beſitzer dieſes Bodens fragen beſorgt, „wie iſt dem abzuhelfen, wie fangen wir es an, daß die Ernte beſſer und reichhaltiger ausfällt?" Es werden allerlei Verſuche angeſtellt. Man düngt den Boden mit dem Beſten, was aufzutreiben iſt, aber das Uebel ſitzt tief im Herzen deſſelben. Man hat die äußere Wunde geheilt, aber die innere, das Herz, blutet fort. Deshalb

fällt die Ernte auch nicht beſſer aus, im Gegentheil ſie verſchlechtert ſich, bis ſie plötzlich ganz aufhört, das Herz ſich verblutet hat und die Frucht in ihrem Keime erſtickt iſt. Gleich wie das Kind ſtirbt, wenn man ihm nach einer langen Krankheit die Portion eines Erwachſenen reicht, ſo ſtirbt auch der Fabrikarbeiter, deſſen Kräfte noch ſchwächer als die des Kindes ſind, wenn man ihn mit einem Male die volle Kraft des Lebens genießen läßt. Der Gefangene, der Jahre lang im dunklen Kerker ſaß, erblindet, wenn er plötzlich in die Sonne ſieht — laßt nicht gleiches Loos der leidenden Menſchheit werden! — Es verſteht ſich von ſelbſt, daß nicht alle Arbeiter einer Reform des Fabrikweſens unterliegen würden, aber wäre es auch nur Einer, der als Opfer fiele, würden die Feinde aller Reform, die heuchleriſchen Anhänger des status quo nicht triumphirend dieſen Einen als Warnungszeichen für Alle proclamiren? Eben dies müſſen wir zu verhindern ſuchen, und zwar in der von mir angegebenen Weiſe. Der paſſive Zuſtand des Arbeiters muß nach und nach zu einem activen führen, ſo wie er eine beſſere Baſis als die bisherige hat. Läßt man ihm die letztere, d. h. macht man nicht Anſtalten, daß er auch noch etwas Anderes als genießen kann, ſo wird ein erhöheter Gewinn dieſe Function entweder ins Verderbliche ausarten oder auch gänzlich untergehen laſſen, ſo daß ihm am Ende gar nichts mehr bleibt. Dies mögen vor Allen diejenigen bedenken, welche ſich berufen fühlen, zu dem neuen geſellſchaftlichen Gebäude die Steine zu ſammeln und an deſſen Errichtung thätigen Antheil zu nehmen! —

Digitized by Google

Die Besprechung des industriellen Theils der Bevölkerung mußte nothwendigerweise zu dem Punkte zurückführen, von dem ich ausging, nämlich zur Stadt, und zu denjenigen Parthien der letzteren, wo der größere Theil des Volks unserer Kunst theilhaftig werden kann, zu den Straßen. Wie ich bereits andeutete, nimmt in der Gegenwart die Straßenmusik eine höhere Stufe, als früher ein, und zwar hauptsächlich in Folge der Volksliedertafel. Trotzdem werden wir, wenn wir im Allgemeinen das berücksichtigen, was in musikalischer Hinsicht dem Volke in den Städten geboten wird, nur eine geringe Ausbeute finden. In der That, was ist's, das demjenigen Theil der Bevölkerung zu Gehör gebracht wird, der die Theater und Konzertsäle unberücksichtigt lassen muß? Was ist's, das in den Straßen vorzugsweise erklingt? Tanzmusik, in den meisten Fällen noch auf die mangelhafteste Weise executirt. Die Ausnahme läßt in einzelnen Städten wohl organisirte Musikbanden bestehen, die sich zu Potpourris aus der jedesmaligen, neuen Oper versteigen, oder auch dann und wann des Abends einen Virtuosen auftauchen, der mit Geschmack und Gefühl seine Sächelchen an den Mann zu bringen weiß. Die Regel begnügt sich mit Harfenistinnen, deren brutales Saitenklimpern nur Ekel erregen kann, oder mit einem Orgler, dessen Bierbaß die Luft verdickt und dem Zuhörer wie Blei auf den Magen fällt. —

Eine der schönsten Ausnahmen ist die Volksliedertafel. Sie ist gar stattlich anzuschaun, wenn sie des Abends daherzieht, freudig, frei entschlossen, friedlich — ein Symbol

Digitized by Google

brüderlicher Eintracht und Stärke. Oder auch sonn- und feiertäglich, wenn sie hinaus vor's Thor eilt, sich auf den grünen Rasen wirft, und dem Schöpfer daoben über dem weiten, schönen Himmelsdome ein freudiges Danklied darbringt. In solchen Momenten ist der Anblick des Volks erhebend, und von mächtiger Wirkung auf Alles, was in sein Bereich gezogen wird. Oder auch dann, wenn es eine große Gesinnung, eine große That durch Musik und Gesang, durch eine Serenade anerkennen und ehren will. Ja, auch dann ist sein Anblick, seine Haltung imposant, und hat nichts mit dem unserer modernen Ständchenritter gemein. Es giebt nichts, das so sehr dem Gemüthe zusagt, wie z. B. das Ständchen der Arbeiter, das sie ihrem Meister aus wirklicher Hochachtung und aus freiem Antriebe darbringen. Es ist die reinste und zarteste Dankesäußerung, deren ein Volk fähig ist, und wohl dem, der sich auf diese Weise geehrt sieht! Seine Brust muß vor freudigem Stolze anschwellen; denn die Töne, die an sein Ohr schallen, bergen den warmen Pulsschlag des Herzens. Es ist nicht die Sprache conventioneller Höflichkeit, heuchlerischer Rücksicht, nein, es ist der Gedanke der Seele, den es hinaustreibt in die stille Nacht zu dem, der ihn mittelbar anfachte. So haucht auch die Jungfrau mit gerötheten Wangen und klopfendem Herzen dem Jünglinge ihre Liebe zu!

Ich kann diesen schönen Akt menschlicher Zuneigung und Ergebenheit nicht vor meine Seele zaubern, ohne dem Wunsch in mir aufsteigen zu sehen, daß er doch oft begangen werden möge, und zwar dort, wo unsere Gesellschaft gleichsam

Digitized by Google

nur Haß oder Gleichgültigkeit sanctionirt hat. Mit den Fortschritten der Civilisation ist das Band zwischen Meister und Gesellen immer lockerer geworden; früher gehörten die letzteren zur Familie, sie waren Glieder des Hauses, aßen mit dem Patron an einem und demselben Tische, schliefen mit ihm unter einem Dache, kurz, lebten für ihn und durch ihn. Jetzt ist das ganz anders, und muß anders sein, weil die Civilisation die Menschen isolirt. Jetzt wohnt der Meister für sich, der Arbeiter ebenfalls. Beide sehen sich nicht, vielweniger daß sie sich sprechen. Ueberhaupt ist die Zeit der „Meister" vorüber, es giebt nur noch Werkführer. Es sind die Hirten, welche die Schaafe auf die Weide treiben, oft sind's auch die Zuchtmeister für gefangene, arme Leute. Die Arbeiter leben wohl noch durch den Herrn, aber gewiß nicht mehr für ihn. Daher fallen auch all' jene Scenen kindlicher Aufopferung weg, von denen uns einige Veteranen des Gesellenstandes noch dann und wann erzählen. Man kennt den Herrn des Hauses nicht, man fühlt sich also auch nicht berufen, ihm seine Theilnahme zu zeigen, wenn er in Gefahr ist. — Hie und da taucht eine Ausnahme auf, hie und da finden wir einen Fabrikherrn, der sich um seine Arbeiter kümmert, wie der Pfarrer um seine Gemeinde. Es sind die ersten Strahlen der neuen Morgenröthe, es ist die Sonne der Zukunft, die sich bald bedeutungsvoll, erhaben, gleich einem Gotte ankündigt. Diese Fabriken, diese Familien von oft mehr denn tausend Gliedern, die wir freilich sehr spärlich im civilisirten Europa zerstreut finden, sind die Symptome der werdenden Association, der Keim des

Digitized by Google

neuen Lebensbaumes, von dem die Menſchheit genießen ſoll. Und gerade in dieſen Fabriken hat die Volksliedertafel ihr Aſyl gefunden, und gerade ſie iſt der Boden, auf dem jener Akt menſchlicher Liebe und Treue ſprießte, deſſen ich oben gedachte. —

Man hat ſchon oft geſagt, daß ein ſingendes Volk ein ſehr ungefährliches, ſchwaches ſei, weshalb man auch die Deutſchen und die Italiener ſo viel ſingen laſſe. Die Männer des politiſchen Fortſchritts, die Verfechter der menſchlichen Würde werden mir demnach wohl vorwerfen, dem verderblichen Prinzipe einiger Fürſten Vorſchub zu leiſten. Sie mögen ſich beruhigen. Ich möchte um Alles in der Welt nicht ſo Schreckliches auf dem Gewiſſen haben. Den Feinden der menſchlichen Würde eine neue Waffe in die Hände zu geben, ſelbſt wenn es ohne Abſicht geſchieht, iſt ein Verbrechen, und Fluch den Schriftſtellern unſerer Tage, die daſſelbe begehen, Fluch ihnen, denn ſie verüben einen doppelten Mord, einen phyſiſchen und moraliſchen, Fluch ihnen, denn ſie entkleiden den Menſchen ſeiner Göttlichkeit, und verhöhnen die Geſetze der Natur, die ihn über das Thier ſtellen! Nein, ſolch' ein Vorwurf kann mich nicht treffen; denn, was ich will, das iſt ja eben Verherrlichung, Wiedereinſetzung der menſchlichen Würde. Freilich iſt ein ſingendes Volk ein ſehr ſchwaches, der Verdummung Preisgegebenes, aber nur dann, wenn es gleich den Italienern ſich der Romanzen und Cantilenen überläßt, wenn es *vereinzelt* ſeinen Schmerz in die Nacht hinausſingt, von der milden Luft des Klimas umfächelt, von dem tiefen Blau des

Himmels, das so sehr zur Träumerei, zum dolce far niente einladet, angelächelt. Aber ein Volk, das nach vollbrachtem Tagewerk sich in größeren Abtheilungen versammelt, und nach den kräftigen, gesunden Melodien, welche aus seinem Munde tönen, die Schritte fröhlich und frei in der Natur erschallen läßt, ein solches Volk ist stark, denn es ist einig. Die Musik bindet die Herzen, und macht sie muthig. Laßt drei Menschen, die sich nie gesehen, zusammenkommen, zusammen ein Liedchen singen, und plötzlich von Räubern überfallen werden. Mit Sicherheit könnt ihr darauf rechnen, daß Alle für Einen kämpfen, und an Muth, Entschlossenheit Kraft um das Doppelte gewonnen haben werden. Gewisse Völker stimmen in dem Augenblick, wo sie sich auf den Feind werfen, den Schlachtgesang an. Es ist der Funke der Begeisterung, der dann in ihre Seele fällt, und welchem der an Zahl überlegene Feind in den meisten Fällen nicht zu widerstehen vermag. Die Musik macht demnach nicht bloß einig und stark, sondern sie begeistert auch, und sie ist es oft, welche den Thaten menschlicher Größe, von denen die Geschichte spricht, unmittelbar vorangeht, und sie begleitet. Sie ist's, die den ersten Schritt zur Entfesselung des menschlichen Willens beschleunigt hat. Sie war's, welche die Franzosen die Bastille erstürmen, und den Damm der Vorurtheile niederreißen ließ, den die alte Welt aufgebaut hatte. Sie war's, die das französische Volk in allen Phasen seiner Revolution, 1789—1830 und in den späteren Emeuten, begleitet hat, ein fliegendes Panner, welches die Streitenden wie ihren Gott umringten. Wie lange die französische Re-

volution noch dauern wird, weiß ich nicht, aber Eins weiß ich, daß das Volk nicht die Erfüllung eines seiner Rechte fordern wird, ohne vorher die Marseillaise angestimmt zu haben. O das ist ein Lied! Es ist der Zauberstab, der Wunder schafft, der aus Knaben Männer macht. Geht nach Paris, tretet in das erste, beste Theater, singt mitten in die Vorstellung hinein: „Allons enfants de la patrie", und ihr werdet Außerordentliches sehen! Das ganze Auditorium, die Schauspieler, Alles wird sich erheben, und begeistert mitsingen: „Allons enfants de la patrie". Die Kinder werden jubeln, und ihre Mützen in die Luft werfen, die Frauen werden ihre Taschentücher hin- und herschwenken, und die Aufregung wird noch lange fortdauern, nachdem alle Verse gesungen sind. Und wehe der Macht, die diese Aufregung vor der Zeit beschränken wollte! Mag die Regierung das öffentliche Singen des Liedes noch so scharf verbieten, die Erfahrung lehrt, daß die Marseillaise immer zu Ende gesungen worden ist, wenn sie in einer großen Versammlung angestimmt wurde. —

Der Effekt dieses Liedes ist in der That wunderbar, es erscheint oft wie der göttliche Richter, der plötzlich unter die Menschen herniedersteigt, um Rechenschaft von ihnen zu fordern. Thoren, die da meinen, seine Rolle sei ausgespielt! Alle Emeuten, die nach 1830 stattfanden, haben noch seinen Einfluß, seine Bedeutung bestätigt. — Die Marseillaise ist der schönste Triumph, den die Musik seit ihrem Entstehen feiern konnte; denn sie ist die Bibel, auf die ein ganzes Volk schwört, der Gott, zu dem ein ganzes Volk betet. O ihr

Digitized by Google

Zweifler, und ihr, die ihr glaubt, unsere Kunst fessele den Menschen, statt ihn frei zu machen, geht nach Paris, und wohnt einer jener Wanderungen bei, die das Quartier St. Antoine dann und wann anstellt, wenn seine Bewohner eines Morgens finden, daß ihnen Unrecht geschehen ist. Gleich einer dunklen Gewitterwolke, geheimnißvoll, Unheil verkündend, zieht das Volk die Boulevards hinab, ruhig, feierlich, nicht wie ein wildes, Blut schnaubendes Thier, nein schrecklich ernst und würdevoll, wie das Gericht. Jede Minute schwillt die Menge gleich einem Knäuel an; von allen Seiten strömt man ihr zu, und verstärkt sie. Endlich ist sie dort angelangt, wo sie zu richten hat. — Die Regierung erwartet sie mit Kanonen und Bajonetten. Ruhig sieht sie die Waffen gegen sich richten. Es entsteht eine Pause. Die dunkle Gewitterwolke, welche am Horizonte stand, hat diese nach und nach überzogen. Der Himmel ist schwarz, wie die richtende Menge. Plötzlich zuckt ein Blitz, die Wolke entladet sich. Der Blitz — das ist die Marseillaise, die in einem Nu aus tausend Kehlen erschallt, die in einem Nu den schlummernden Gedanken zur That zündet. Zu welcher That — das steht im Buche der Geschichte.

Die Marseillaise ist eine jener Volksweisen, deren ich im Verlaufe dieser Abhandlung gedachte. Zwar hat die Geschichte ihren Ursprung bezeichnet, indem sie einen Einzelnen ausersah, die Autorstelle des Liedes zu vertreten, aber angenommen, der uns überlieferte Name sei der alleinige, wahre, was übrigens in neuester Zeit stark bezweifelt worden ist — in wiefern sagt uns dies, daß das Volk keinen

Digitized by Google

Antheil an der Kompoſition des Liedes gehabt habe? Das Volk ſpricht oft durch den Mund eines Einzelnen, der aber berufen iſt, den ſchlummernden Gedanken im Buſen der erſteren auszuſprechen, der Idee Form zu geben und auf dieſe Weiſe die That zu beſchleunigen. — Als das franzöſiſche Volk den erſten Schritt that, die Feſſeln der Civiliſation in einer Beziehung zu ſprengen, da mußte nothwendigerweiſe ein Moment der Urſprünglichkeit bei ihm eingetreten ſein. Die Menſchen mußten ſich ihrer Kindheit erinnern, ihrer Kraft, ihrer Würde, ſie mußten ſich deſſen bewußt werden, welchen Platz ihnen Gott in der Schöpfung anwies. Und ſo darf es uns auch nicht Wunder nehmen, daß dieſem Momente der Urſprünglichkeit eine Volksweiſe ihre Entſtehung verdankt. —

Wie groß und mächtig dieſe Weiſe daſteht, habe ich bereits ausgeſprochen. Sie iſt der erſte Schrei der neugebornen Menſchheit, der erſte Schritt zu einer muſikaliſchen Volksſprache, die erſte Schicht einer populairen Baſis der Muſik *). Wo ſie ertönt, da herrſcht Begeiſterung, Muth, Glaube und Vertrauen. Aber ſie ertönt nur ſelten. Die Juliregierung hat den erſten Schrei des neugebornen Volkes zu unterdrücken verſucht, nicht ahnend, daß er jeden Augen-

*) Anmerkung. Man wird hier einwenden, daß die Früchte der franzöſiſchen Revolution (alſo auch der Marſeillaiſe) nicht den gehegten Erwartungen entſprochen haben; aber dann vergißt man, daß die Revolution noch nicht beendet iſt, und daß die Schluß-Phaſen derſelben, allen Anzeichen nach, eine ſoziale Umwälzung umfaſſen werden. —

Digitized by Google

blick mit neuer Macht hervorbrechen kann und muß. Statt deſſen erlaubt ſie das Abſingen der neueſten Opernmotive, oder auch, wenn es einmal ein Volkslied ſein ſoll, die Dudelei: „Malborough s'en va-t-en guerre", eine Melodie, die heutigen Tags nur noch von den Kindern bei ihren Spielen geſummt wird. Bei uns iſt es nicht beſſer. Das Volk fühlt und denkt anders als die Franzoſen, und hat natürlich mit der Marſeillaiſe nichts zu thun. Daher jodelt man bei uns ein Weberſches Lied, wie man in Frankreich eine Anlarſche Romanze ableiert. Dies ſind auch Volksweiſen, allein ſolche, welche die Civiliſation eingeſetzt hat. Sie haben ihren Werth, ſie überragen bei Weitem Alles, was der Komponiſt bloß für ſich und die Kritik ſchreibt, aber ſie tragen in ſich weder die Elemente der Begeiſterung noch die des Muths. — Die Weiſen von heute, welche das Volk kennt und ſingt, und die wir namentlich einigen Opernkomponiſten verdanken, berühren zwar Saiten (der Trauer oder der Luſt) im Buſen des Volks; aber ſie ſtählen nicht ſeine Thatkraft, machen es nicht ſtark, und ſich ſeiner ſelbſt bewußt, ſie ſind und bleiben eine Art Amuſement, wenn auch immerhin eines der edelſten.

Ich habe bisher vom Volke geſprochen, von dem, welches der Straße, dem Schmutze der Arbeit, und bloß dieſer angehört, von den Proſtituirten unſerer modernen Geſellſchaft. Ich habe das Bild derjenigen Menſchen zu ſkizziren verſucht, deren Seele und Körper von der Wiege an gefeſſelt ſind: in Armuth und Elend, in Sklaverei und Entehrung. Ich habe die Phantome der Unglücklichen an's Licht gezo-

Digitized by Google

gen, die gleich den Sklaven auf den öffentlichen Markt getrieben werden, um sich den Glücklichen zu verkaufen. Ich habe die Fesseln klirren lassen, welche die eine Hälfte der Menschheit an die andere kettet, und endlich das Mittel anzudeuten versucht, diese Fesseln so zu lösen, daß der Gefangene nach vollendeter Befreiung seinen Wärter nicht erwürgt, daß Beide leben, und leben zur Verherrlichung ihrer selbst und der Gottheit. Und doch gedachte ich nur des einen Theils der gefesselten Menschen, des Mannes, von dem bei Weitem unglücklicheren, vom Weibe, sprach ich noch nicht. So geschehe es denn jetzt. —

Man hat viel über die Emancipation der Frauen geschrieben, und große Geister haben dafür gekämpft, und im Kampfe die Märtyrerkrone errungen. Ob man Recht daran gethan, ob die Frauen jener Emancipation bedürfen, die in den besseren Romanen und in einzelnen sozialen Schriften der Gegenwart nachgesucht wird, dies sei dahin gestellt. Es ist gewiß etwas Wahres in dem Allen, wenn auch weniger überzeugend in den Büchern, als in den schauerlichen Thatsachen, die in dieser Beziehung dann und wann auf die Oberfläche unserer Gesellschaft geworfen werden. Gewiß giebt es der unglücklichen Ehen so viele, als es überhaupt Unglückliche giebt, und die Indifferentisten, die Anhänger des statusquo würden vor Entsetzen zurückbeben, wenn ein zweiter Asmodeus käme, die Dächer der Häuser abdeckte, und sie mit einem Blicke den Jammer übersehen ließe, der sich im Innern der Familien durch ein gegenseitiges Mißverhältniß zwischen Mann und Frau nach und nach ausgebildet hat.

Digitized by Google

Aber laſſen wir das; mag man ſogar Recht haben, das Weib in ſeinen heiligſten, zarteſten Gefühlen hundertmal des Tags zu verletzen, und eine Emancipation in dieſem Sinne eine Magie ſein. — Das wird doch gewiß Niemand läugnen, daß eine andere Emancipation, nämlich diejenige, welche verhindert, daß das Weib vom zarten Kindesalter an zum Spielball der verderbteſten, raffinirteſten Leidenſchaften, zum Opfer der entehrendſten Demoraliſation gemacht wird, daß eine ſolche Emancipation eine ſchreiende Nothwendigkeit, ein Geſetz iſt. —

Die arbeitende Klaſſe der Menſchheit zerfällt natürlich in zwei Theile, in die männliche, und in die weibliche. In dem Augenblicke, wo ich dies niederſchreibe, iſt es mit der letzteren ſo weit gekommen, daß ihre Mitglieder der Mehrzahl nach entweder verhungern oder ſich entehren müſſen. Um dies klar herauszuſtellen, und da es übrigens durchaus nothwendig iſt, erſt das Uebel in ſeiner ganzen Ausdehnung, wenn auch nur in Umriſſen, zu kennen, ehe man eine Abhülfe deſſelben bewerkſtelligen kann, werden meine Leſer mir ein längeres Verweilen bei dieſem Gegenſtande ſchon geſtatten. Ich ſpreche in dem Nachfolgenden von den Pariſer Arbeiterinnen, jedoch was ich darüber ſage, wird Jeder mit einigen Modificationen in allen Ländern beſtätigt finden *).

„Eine Griſette in Paris verdient täglich 20, höchſtens 30 Sous. Dafür ſoll ſie wohnen, ſich kleiden, ſich näh-

*) Aus dem in den „Jahreszeiten" mitgetheilten Buche des Verfaſſers: „Kein Roman".

Digitized by Google

ren. Nun möchte es aber schwer sein, in Paris Zimmer zu finden, die viel billiger sind, als 10—12 Sous täglich, und die zugleich ein ganz sicheres Obdach darböten; denn oft hat man zu diesem Preise Behältnisse, deren Decke und Fußboden jeden Augenblick einzustürzen drohen. Sie soll sich kleiden, wo die Stoffe so theuer sind, und die weibliche Natur so eitel ist, und zwar hauptsächlich eitel durch den Einfluß unserer gesellschaftlichen Institutionen, sie soll sich nähren, wo das Pfund Fleisch 20—30 Sous kostet. Man könnte meinen, die Grisette arbeite vielleicht nicht genug. Im Gegentheil, sie arbeitet zu viel, weit mehr, als irgend ein deutsches Mädchen der Art, wie man überhaupt in Frankreich bei Weitem mehr arbeitet, als in Deutschland. So eine Grisette sitzt vom frühen Morgen bis zum späten Abend im Hinterzimmer der Boutique, immer gleich guten Muthes, sich kaum die Zeit zum kärglichen Mahle nehmend. Es ist selten, daß sie alltäglich Anderes, als Käs' und Brod sieht; Suppe und Fleisch ist schon ein Festmahl, und ein Braten zeigt sich ihren bescheidenen Blicken nur dann und wann am Sonntage. Und selbst, wenn sie nichts als Käse und Brod äße; nur von einem einfachen Kleid, von einer einfachen Haube mit dem Rosaband darauf geschmückt, wenn sie ein Loch bewohnte, noch ärger, als das des gemeinen Verbrechers, selbst wenn sie gleich einer Gefangenen auf alle Freuden dieser Erde verzichten wollte, ihr geringer Verdienst würde dennoch nicht zu diesem Ende genügend sein. Aber sie ist jung, hübsch, sie hat alle Anlagen zum Glücklichsein, stets heiter, stets zufrieden, wenn

Digitized by Google

ſie nur dann und wann tanzen, dann und wann ein neues Kleid tragen, dann und wann küſſen und lieben kann. Sie will auch in's Freie und friſche Luft ſchöpfen, ſie will nicht allein daheim bleiben, wenn alles Andere ſonntäglich vor die Barrière geht, und ſich zu amüſiren weiß — ſie will ſich amüſiren. Drum nimmt ſie das Anerbieten ihres Nachbars an, der ſie in's Freie führen will, nach der Chaumiere, dem bal frato, vielleicht gar nach dem bal St. Georges. Und ſie geht mit ihm in's Freie. Doch, was iſt das, ruft ihr Nachbar aus, meine ſchöne Begleiterin hat keinen Hut? Und es wird ein Hut gekauft, der billigſte iſt ihr genehm. Und ſie läßt ſich nach dem Ball führen, tanzt hier den ganzen Abend, und iſt ſo vergnügt! Ihr Begleiter bietet ihr ein Glas Bier an, ſie nimmt es dankend entgegen. (In Deutſchland können die Leute dieſer Art ſich nur mit Champagner „göttlich amüſiren".) Dann wird ſie nach Hauſe geführt, und in der folgenden Nacht geht man unter Küſſen und Liebkoſungen den verlebten Tag noch einmal durch. Und die Ehe iſt geſchloſſen, ohne daß man ſich „ewige Treue" geſchworen hat. Jetzt kann die Griſette in Paris leben, d. h. beſcheiden wohnen, ärmlich eſſen, ſich beſcheiden kleiden, und dann und wann einen Tag des Vergnügens haben. Jetzt iſt ſie glücklich, jetzt iſt ſie in Wahrheit Griſette. Nur dann, wenn ſie das Unglück trifft, Mutter zu werden, dann iſt die Friſche ihrer Geſinnungen dahin, dann hört ſie auf, Griſette zu ſein, dann findet ſie ſo leicht Niemanden, der für ſie oder ihr Kind ſorgen möchte, da der Code civil kein Geſetz enthält, das den Va-

Digitized by Google

ter eines ſolchen Kindes zwingen könnte, für deſſen Erziehung zu ſorgen. Die Mutter möchte gern ihr Kind behalten, aber da ſie kaum Nahrung für ſich findet, wie viel weniger wird ſie ſie noch für ihr Kind finden! Und ſie iſt gezwungen, dieſes letztere dem Findelhauſe zu übergeben. — Jetzt werft noch den Stein auf ſie, wenn ihr könnt!" —

„Man wird mir einwenden, daß nur im Kampf ſich die Tugend bewährt. O ja; wenn man ſich nur erſt ſagte, was Tugend iſt. Das Wort Tugend, wie das Wort Moral erleidet die unzähligſten Modulationen, je nachdem das Land iſt, in welchem man ſie anwendet. Sowie es kein abſolutes gut, kein abſolutes ſchlecht giebt, ebenſowenig giebt es eine abſolute Tugend, eine abſolute Moral. Was hier Tugend iſt, iſt dort Laſter. Beides wird durch Gewohnheit, Sitte und Gebräuche beſtimmt. Und ſo kommt es, daß in Frankreich die Griſette ſo tugendhaft daſteht, wie in Deutſchland nach dem on dit das bürgerliche Mädchen. Es frägt ſich überhaupt, ob in allen Fällen, unter allen Umſtänden, der Wechſel unmoraliſch iſt, wenn jedes Atom im Univerſum den Wechſel verkündigt. Demnach wäre das ganze Univerſum unmoraliſch, und die Quelle der Gottheit, das Fluidum, welches den Weltkörper zuſammenhält, eine unreine, aus welcher die Menſchheit nach den Begriffen der Civiliſation nur Gift ſchöpfen könnte. Ach, laßt uns nur geſtehn, daß der franzöſiſche Philoſoph des vorigen Jahrhunderts Recht hatte, der da ſagt: „Wir müſſen Alles vergeſſen, was wir gelernt haben, und von vorne wieder anfangen!" —

Digitized by Google

„Wenn man übrigens den Satz, „im Kampfe bewährt" ſich die Tugend auf das franzöſiſche Griſettenleben anwenden, und inſofern von den armen Geſchöpfen die Tugend verlangen wollte, ſo könnte man mit Beſtimmtheit auf den Hungertod von Tauſenden und aber Tauſenden im Jahre rechnen. — Ich kannte zwei Mädchen, die im ſechszehnten Jahre von dem Vater auf die Straßen von Paris geſtoßen wurden mit dem lakoniſchen, einfachen Bemerken: „Jetzt ernährt euch ſelbſt!" Und die Mädchen, die „rein wie Schnee und keuſch wie Eis" waren, deren Schönheit Jedem ein Ach des Erſtaunens, der Bewunderung ablocken mußte, mietheten ſich ein Dachſtübchen ohne Kamin, ohne Ofen. Und es fror ſie gar jämmerlich in dieſem Stübchen, zumal, da ſie nichts als zwei dünne Sommerkleider zur Bedeckung hatten. Sie arbeiteten oft ſpät in die Nacht hinein beim ſpärlichen Talglichte, und wenn es Winter war, verließen ſie nur das Bett, um die vollendete Arbeit der Partronin hinzutragen. Sie hatten ſtets die Thüre verſchloſſen; denn ſie fürchteten ſich vor den Menſchen, die ſie beſchenken wollten. Die Menſchen ſind ja ſo mitleidsvoll, ſo großmüthig! Wie oft klopften ſie an die Thür dieſer armen Mädchen, und forderten dieſe auf, ein Kleid, einen Shawl anzunehmen, oder das Mittagseſſen mit ihnen zu theilen; aber gleich zweien Täubchen, die der Geier fixirt, ſchmiegten ſie ſich aneinander, und ſchlugen mit zitternder Stimme die dargebotene Gabe aus. Da wurde das eine der Mädchen krank. Und die Schweſter ging zum Vater, und klagte dieſem ihre Noth. Aber der Vater erwiderte entrüſtet: „Wie, ihr hübſchen Mädchen,

Digitized by Google

könnt euch nicht ernähren? Schweigend, mit der ſtillen Zähre im Auge, verließ die Tochter das väterliche Haus, und eilte zu ihrer kranken Schweſter. Jetzt wurde Tag und Nacht gearbeitet, aber ſie konnte kaum für ſich das tägliche Brod gewinnen, vielweniger noch für die kranke Schweſter. Und täglich wurde an die Thür geklopft, und den Mädchen nachbarliche Hülfe angeboten. Die Aelteſte kämpfte lange mit ſich, ſchon wollte ſie den Bitten eines jungen Mannes nachgeben, der ſo fromm, ſo delikat zu bitten wußte. Da fand ſie eines Morgens die Schweſter todt. Die Todte war „rein wie Schnee und keuſch wie Eis" geweſen, und dennoch der Verführung entgangen — durch den Hungertod. Und die Schweſter. Auch dieſe war „rein wie Schnee und keuſch wie Eis". Aber für ſie ſchrieb Shakeſpeare die Worte: „Und dennoch wirſt du der Verführung nicht entgehen." —

In dieſem Spruche Shakeſpeare's liegt eine Beſtätigung deſſen, was ich weiter oben ſagte. Das Weib kann der Verführung nicht widerſtehen, ohne den Hungertod zu erleiden. Trotzdem klagt unſere Geſellſchaft die Gefallene an, vergeſſend, daß ſie ſelbſt den Fall veranlaßt hat. Dieſe Inconſequenz iſt ſchauerlich komiſch! In der That, unſer ganzes Sein und Thun iſt voll von Widerſprüchen, aber nirgends treffen wir dieſe ſo vielfältig an, als in der Stellung, welche das Weib in unſerer modernen Geſellſchaft einnimmt. Es würde zu weit führen, wollte ich hier eine detaillirte Kritik dieſer Stellung, ihrer Urſachen und Wirkungen liefern, wollte ich den diſſonirenden Akkord in ſeiner ganzen

Ausdehnung und Fülle erklingen lassen. Nein, ich vermag nur die Wunde zu zeigen, an der „unser besseres Ich" sich verblutet. Und in der That, es bedarf auch nur dieses Wenigen. Seht um euch, geht den Kreis eurer weiblichen Bekannten durch. Was findet ihr? Hier eine Blume, die schon geknickt ist, dort eine, die noch geknickt werden soll, hier die von den Blicken der Convention zurückgedrängte Zähre, dort diejenige, welche von keinem Zwange gefesselt, unaufhaltsam das Auge befeuchtet. Entweder bewußtes oder unbewußtes Leid, eine Art Resignation, die sich unfehlbar einstellt, manchmal früh, manchmal später. Ob ihr tiefer hinab oder höher hinauf in die Gesellschaft steigt, ihr findet dem Wesen nach immer dasselbe; nur die Form wechselt, je nachdem die äußere Lage ist, in welche die Gesellschaft das Weib bettet. Hier tritt uns das Elend brutal entgegen, in Lumpen gehüllt, und mit Verzweiflung sich den Armen der Demoralisation überlassend, dort lacht und lebt es ebenfalls verzweifelnd, in Seide und Sammt, in Pracht und Luxus, hier opfert es sich im Stillen, dort öffentlich auf dem Markte, hier ist sein Anblick rührend und erhebend, dort flößt er Ekel und Entsetzen ein. Durchwandert die Fabriken, alle Höhlen der Industrie, in welchen dem Weibe eine Stellung angewiesen ist, und zu denen in einer Beziehung auch die Theater gehören — ihr werdet ein fluchbeladenes Geschlecht finden, ohne moralischen Willen, ohne geistige Kraft, entweder eine Maschine oder eine Puppe, kurz, ein Geschlecht, dessen hohe Bestimmung in Byron's Worte ausläuft: „'s ist ein Zeitvertreib!"

Digitized by Google

Die Zeit ist noch fern, wo dies anders sein wird. Vor der Hand muß es theilweise so sein, weil unsere gesellschaftlichen Institutionen in der Demoralisation des Weibes ihre Alimente finden. Es kann sich also hier nicht darum handeln, ein nothwendiges Uebel auszurotten, wohl aber darum, den unglücklichen und in den meisten Fällen unschuldigen Opfern desselben ein minder herberes Loos zu bereiten, die Luft minder verpestet zu machen, welche sie athmen, vor Allem aber, ihre Zahl nicht zu vermehren. Und dies ist die Aufgabe der Musik. Was weder Religion noch Polizei vermögen, das vermag die Musik. Tretet in die Höhlen des Lasters, an deren Schwelle die Seele vor Schauder erbebt, erscheint in dem Gewande der Moral, der Religion, sucht beide geltend zu machen, und man wird euch auslachen. Aber laßt plötzlich eine die Fibern der Seele ergreifende Musik erschallen, und ihr werdet andächtige Hörer haben. Ich habe in dieser Beziehung Situationen des Lebens beobachtet, welche den schlagendsten Beweis für meine Behauptung lieferten, und ich bin überzeugt, Vielen wird Aehnliches begegnet sein. Die Musik ist der heilige Geist, welcher allein das Laster in Fesseln zu schlagen vermag, es ist der unsichtbare Gott, dem man standhaft den Eingang verwehrt, und der endlich doch in's Ohr hineinschlüpft, in unsern richtigsten Sinn, wie Heine sagt, es ist die einzige Religion, deren Wirkungen nicht entkräftet sind. Drum sollte man ihr überall einen Cultus errichten, hauptsächlich dort, wo das Laster thront, wo es zu reinigen, zu läutern, zu trösten und zu erheben giebt. Vor Allem aber in

Digitized by Google

jenen Phasen der Gesellschaft, aus denen sich das Laster seine Opfer holt, in den Fabriken, in den Werkstätten der Industrie und des Handels. Hier hat die Musik die hohe Bestimmung, die Scheidewand zwischen Elend und Laster zu bilden, indem sie einerseits die gedrückte Seele aufrichtet, andrerseits einen größeren, materiellen Gewinn vorbereitet. So verlange ich denn auch für die weiblichen Arbeiter die Liedertafel, die jedoch anfänglich für sich bestehen, und für die natürlich in jeder Beziehung noch sehr viel gethan werden müßte; später würde sie dann mit derjenigen der Männer zusammengezogen werden können.

Es versteht sich von selbst, daß ich bisher nur den Weg angedeutet habe, der aus dem Labyrinthe unserer Civilisation herausführen kann. Man möge ihn nur erst betreten, und mit Freuden wird man ihn dann ganz kennen zu lernen suchen. Bisher habe ich mich mit dem Volke beschäftigt, das der Straße angehört, jetzt werde ich es noch in den Kasernen, in den Kirchen und im Theater aufsuchen müssen. Möchten meine Leser mich auf diesem Wege gern begleiten! —

Digitized by Google

III.

Militairmuſik.

Es iſt mir oft ergangen, daß ich verwundert ſtehen blieb, wenn mir ein Militair begegnete. War es der bunte Rock, der Degen, der mich ſtaunen machte! Ich wußte es lange nicht. Jetzt freilich weiß ich es, jetzt ſtaune ich auch nicht mehr; denn ich habe mich an die Blüthen gewöhnt, die am Baume unſerer Civiliſation hangen. Auch die grellſte Farbe accomodirt ſich dem Auge, wenn ſie ihm oft gegenübertritt, ſowie eine ſtets wiederkehrende Diſſonanz am Ende aufhört, dem Ohr wehe zu thun. Jetzt weiß ich, daß es Menſchen geben muß, die auf Befehl das Handwerk des Mörders an ihren Brüdern zu vollziehen haben, lebendige Maſchienen, welche die Bürger mit ihrem Blute vor dem Roſt bewahren müſſen, ein Spielzeug in den Händen der Fürſten! Es giebt Perſonen, die beim Leſen der Geſchichte vor tief wühlendem Schmerze aufſchreien über die

Digitized by Google

Gräuel der Verheerungen, welche im Schooße der Menschheit seit Jahrtausenden stattgefunden haben. Ich begreife diesen Schmerz, aber ich begreife noch weit mehr den, welcher mich erfaßt, wenn ich die gesetzlichen Vollführer dieser Gräuel ihre Exercitien machen sehe, oder wenn mich der Zufall einer Parade beiwohnen läßt. Ist es denkbar, daß Menschen Automaten sind, daß Menschen so ihre Göttlichkeit verleugnen können, um sich gleich den Pferden hierhin, dorthin wenden zu lassen — ohne andern Grund, als den, in Zeiten des Friedens zu belustigen, in Zeiten des Krieges auf einen Wink hin zu tödten, oder sich tödten zu lassen? Mag man mich einen Phantasten, einen Thoren schalten — ich kann diesen Gedanken nicht in meine Brust aufnehmen, ohne schmerzlich berührt zu werden. —

Es giebt Menschen, die da meinen, daß eine spätere Zeit den Krieg unmöglich machen wird. Ich gehöre zu ihnen, aber nur insofern, als ich glaube, daß dann die primitive Veranlassung aller Kriege verschwunden sein wird. So lange wir gesellschaftliche Institutionen besitzen, die unter den Menschen Haß und Mißtrauen *nähren* statt zu ersticken, so lange wir durch ein Prinzip leben, das uns den Nächsten *fürchten* läßt, werden die kleinen und großen Kriege immer ein weiches Bett finden. — Das Wesen aller Civilisation ist Krieg; es ist ein ewiges Kämpfen und Ringen, das ihrem Schooße entsteigt. Deshalb sieht sich auch der neugeborne Mensch gleich auf einen *Kampfplatz* geworfen, und mag er sich noch so sehr dagegen sträuben, er darf während seines ganzen Lebens den Platz nicht mehr ver-

Digitized by Google

laſſen. Krieg iſt die Wiege und das Grab der civiliſirten Menſchen. Vergebens fleht er den Himmel um Ruhe und Frieden an, vergebens durchfurcht er die Erde nach allen Richtungen hin, überall kündigt man ihm den Krieg an, überall erreicht ihn der Arm der Civiliſation, iſt es nicht von außen her, ſo doch innen, von ſeinem eigenen Fleiſch und Blut. Wem fallen hier nicht die ſchönen Bibelworte ein: „Herr, wo ſoll ich hinfliehen vor deinem Zorn!“ Ja, oft habe ich mich fragen müſſen: Iſt es vielleicht der Zorn Gottes, der auf dem civiliſirten Menſchen ruht! Zürnt uns der Vater, weil wir mit ſehenden Augen blind, mit hörenden Ohren taub ſind, weil wir uns abſichtlich den Weg verſperren, der zum innern und äußern Frieden führt! Ach, ich weiß es nicht, wer kann überhaupt Sein und Nichtſein, Urſache und Zweck deſſen wiſſen, was wir Gott nennen. Ich weiß nur, oder vielmehr ich fühl's, daß dieſer ewige Kampf des Menſchen Natur nicht veredelt, daß er vielmehr ſie herabſetzt, ſie entwürdigt. Dieſes ſtete Rivaliſiren, Sichbekämpfen, dieſes wechſelſeitige Ueberliſten, das wiederum Perfidie und Heuchelei zu Verbündeten zählt, macht den Menſchen ſo häßlich, ſowohl phyſiſch als geiſtig! Es iſt nur zu wahr, daß die Civiliſation die edelſten Züge des Menſchen nach und nach entſtellt, und gemein macht; das Göttlichſte im Leben, die Schönheit, wird ihr zum Opfer gebracht. Seht den Menſchen von heute an; jede ſeiner Muskeln drückt die Feſſel aus. Nichts iſt fein, ſtolz und edel an ihm, nicht einmal der Blick. Seht ihn vorzüglich dort, wo ihn die Civiliſation am ſtärkſten gepackt hat, in den Mi-

Digitized by Google

litaircordons, und ihr werdet mit Rousseau ausrufen müssen: „Je sens que ce ne sont pas la des hommes!“

Stoßt ihr nie in heißen Sommertagen auf Menschen, die vor schwarzen, verfallenen, oder auch neugebauten, weiß übertünchten Häusern truppweise sitzen, und ihre gebräunten Gesichter unaufhörlich den Strahlen der Sonne aussetzen? Sie scheinen leblos zu sein, und schon glaubt ihr in ihnen eine Art architektonische Verzierung des Hauses zu erblicken, da erheben sie sich, und halten so lange die Hände an ihren Köpfen, bis der Mann vorüber ist, der einen Degen an der Seite trägt. Dann sinken sie wieder zurück auf die steinerne Bank, der Funke Leben, welchen die höhere Macht in ihre Seelen blies, ist bereits wieder entflohen. Ich habe dieses Schauspiel nie sehen können, ohne an Rousseau's Worte zu denken. Und wiederum, wenn ich die Kette Menschen gewahre, die auf einen Wink die Hand, den Fuß hierhin, dorthin wenden, im Blicke die Furcht oder die Abspannung! Sie gleichen einem Cadaver, der durch den galvanischen Prozeß für einen Augenblick Leben athmet. Hier ist der Fluch am krassesten ausgedrückt, der auf der ganzen Menschheit ruht. Was die letztere im Allgemeinen bedroht, nämlich, daß ihr natürliches Leben durch die Fortschritte der Civilisation am Ende ganz verwischt sein wird, das ist bei jenen unglücklichen Gestalten schon eingetroffen. Sie leben nur noch künstlich, sie sind in Wahrheit lebendige Maschienen. Aber wie dann, wenn die Civilisation, ihrer Aufgabe getreu, plötzlich ein Mittel erfände, das den Arm der Menschen zur Vernichtung unnöthig macht, wenn

Digitized by Google

sie plötzlich durch einen Einzigen zerstören ließe, wozu es früher Tausende bedurfte. — Der Anfang hierzu ist schon gemacht. Die neueste Zeit hat militairische Zerstörungsmittel ausgebreitet, die in ihren Wirkungen alles Bisherige weit hinter sich lassen. Man begnügte sich nicht mehr mit der Tödtung einzelner Soldaten, nein, es ist auf die plötzliche Vernichtung ganzer Regimenter abgesehen. Solche Zerstörungsmittel, zur praktischen Anwendung gebracht, werden natürlich eine andere Kriegführung als die bisherige machen. Während bisher Menschen der Wald waren, hinter dem sich die Machthaber verschanzten, werden in einer künftigen Zeit Maschienen diesen Zweck erfüllen. Der Fürst, der in seinen Landen die folgereichsten Mittel der Vernichtung besitzt, wird nicht blos über seinen Nachbar gebieten können, er wird Herr der Erde sein; denn jede widerstrebende Macht würde sich an den Blitzen seiner Maschienen zerschmettern! —

Dies proklamirt die zukünftige Herrschaft des Geistes, indem zur Anfertigung dieser Maschiene der Geist thätig sein muß; aber Gott behüte uns vor einer solchen Thätigkeit des Geistes! Und dennoch ist sie die hauptsächlichste, welche die Civilisation bisher zugelassen hat, und, je mehr sie fortschreitet, die einzige, die sie gut heißen kann. Krieg ist das Wesen aller Civilisation, — kein Wunder also, daß die civilisirte Menschheit dem Kriegesgotte auf jede Weise huldigt. Anfänglich geschah es noch in roher brutaler Art, es war die rein materielle Kraft, welche den Kampf ausführte; aber nach und nach emancipirte sich der Geist, und

Digitized by Google

bemächtigte ſich des Kampfplatzes. Was in der Wiege der Civiliſation die Bildung, die Cultur des Körpers war, das wurde nach und nach diejenige des Geiſtes, nämlich die zerſtörende Kraft. Die Schwingen des menſchlichen Geiſtes haben ſich nur geregt, um den Frieden und das Glück von dieſer Erde zu bannen. War das ihre Beſtimmung? O gewiß nicht; denn ſonſt würden wir Erſcheinungen, wie Jeſus nicht begreifen können. Sonſt würde jeder gewaltſame Durchbruch der urſprünglichen menſchlichen Natur, welche wir bei wenigen Genies antreffen, keine Spuren auf dem Lebenspfade der Menſchheit zurücklaſſen. —

Aus dem Vorangehenden erſieht man, daß der Schwerpunkt der Civiliſation, das Militair, nach und nach an Gewicht verlieren muß. Seine blutige Bedeutung taucht zwar noch immer wieder auf, aber nie mehr ungeſtraft. Uebrigens ſcheint die neueſte Zeit dieſe Bedeutung des Militairs auf eigenthümliche Weiſe modificiren zu wollen. Der Conſtitutionel brachte kürzlich folgende Notiz:

„Man hat ſich oft mit Recht gegen die Concurrenz erhoben, in welche die Gefangenen durch ihre Arbeiten mit der arbeitenden Klaſſe treten. Eine weit ernſtlichere und viel ſonderbarere Concurrenz iſt in Bezug des ohne Widerrede intereſſanteſten Theils der arbeitſamen Bevölkerung eingetreten. Man weiß, zu welchem geringen Lohn die armen Frauen verurtheilt ſind, die von der Arbeit ihrer Hände leben. Ihr Lohn zu Paris beläuft ſich kaum auf 10—12 Cts. für die Stunde, und man weiß, welchen Gefahren ihre geringen Hülfsmittel ſie ausſetzen. Unternehmer haben, wie

man sagt, von der Militair-Behörde die Erlaubniß erlangt, die Soldaten der Garnison von Paris Halbstiefel sticken, Strumpfbänder fabriciren, Geldbörsen anfertigen zu lassen. Die Sache scheint sehr unwahrscheinlich, allein sie ist wahr. Die römischen Milizen erbauten Straßen und Wasserleitungen und errichteten Triumphbogen, wenn man nicht auf der Hut ist, so werden unsere tapfern Soldaten noch am Rocken spinnen lernen." —

In dieser unscheinbaren Notiz ist ein herbes Verdammungsurtheil des Militairstandes ausgesprochen. Aber ein weit herberes muß eintreffen, wenn ein großer Krieg ausbricht, in welchem man von beiden Seiten mit Leidenschaft und Ueberzeugung kämpft. Dann wird die letzte Schranke der Humanität fallen! Man wird von den Fortschritten des Geistes, von den Erfindungen der neuesten Zeit Gebrauch machen, zu den Maschienen greifen, und die Menschen, die Soldaten werden vom Kampfplatze verschwinden. Was werden sie dann beginnen? Wohin wird sich dieser unnütz gewordene Theil der menschlichen Bevölkerung werfen? Dahin, wo schon Tausende vergebens die Hände nach Brod ringen und die edelsten Kräfte elendiglich dahinstechen. Wir sehen sie, dem Constitutionel zufolge, ja schon jetzt Anstalten dazu treffen. Schon jetzt sucht das furchtbarste Element der Zerstörung, welches die Civilisation in ihrem Busen birgt, ein neues Bett, in welchem es seine Bestimmung erfüllen kann. Das alte hat sich abgenutzt, ist reiner geworden. Drum hüllt sich der Militairstand nach und nach in ein neues, modernes Gewand ein, in das friedliche.

Digitized by Google

Der Zweck seines Daseins ist derselbe — Zerstörung, aber auf friedliche Weise. Die Civilisation kann nun einmal kein anderes Opfer fordern, freilich würde dieses letztere minder verheerend ausfallen, ja sogar den Keim des Guten in sich tragen, wenn das Militair sich seiner eigentlichen Bedeutung in unserer Zeit bewußt wäre. Diese Bedeutung ist keine andere, als daß in seinem Bereiche noch am ehesten die Wahrheiten unserer Socialisten Anwendung finden können, und theilweise auch schon gefunden haben.

In den Kasernen stoßen wir zuerst auf die günstigen, materiellen Resultate eines größeren Zusammenlebens. Dadurch, daß Hunderte einem einzigen Haushalte unterworfen sind, entstehen außerordentliche ökonomische Vortheile, deren bis jetzt freilich nur der Staat genießt und auch genießen muß; denn, würde es anders sein, so wären dem Staate bald die Mittel abgeschnitten, Soldaten zu haben. Wie ich bereits oben andeutete, wird er ohnehin über kurz oder lang gezwungen sein, mehrere seiner Kasernen zu schließen, und demzufolge auch die Mehrzahl seiner Soldaten zu entlassen. Wie nun, wenn die letzteren, genöthigt, in die Reihe der Bürger zu treten, ihre frühere militairische Lebensweise beibehielten, und demnach auch die Kasernen nicht verließen. Dadurch würden ihnen selbst alle die ökonomischen Vortheile zufließen, deren bisher der Staat genoß. Sie würden demnach auch zu ihrem Lebensunterhalte geringerer Mittel bedürfen, als die übrigen Bürger, und die Concurrenz der letzteren insofern nicht zu fürchten brauchen, als sie mit Leichtigkeit billigere Fabrikate liefern könnten. Die noth-

Digitized by Google

wendige Folge dieses Verfahrens wäre, daß ihre Concurrenten sich gleicher Vortheile bedienen, d. h. ebenfalls zusammen wohnen, und statt früher hundert oder fünfzig Familien, dann nur eine einzige bilden würden. —

Ich habe bisher nur von dem materiellen Vortheil einer solchen Association gesprochen. Er ist allerdings sehr bedeutend, jedoch möchte der geistige und moralische noch weit segensreicher ausfallen. Der Geist der Ordnung und Sittlichkeit, dem wir in den Kasernen begegnen, und der in den meisten Fällen nur Resultate des härtesten Zwanges ist, würde sich in der Association auf eine weit kräftigere Weise wach erhalten, weil er freiwillig an's Tageslicht treten müßte. Daß er sich überhaupt einstellt, dafür sorgt folgendes Geheimniß der menschlichen Natur, das wir als Thatsache hinnehmen müssen. Wenn fünf Menschen zusammentreten, um gemeinschaftlich zu ihrem gegenseitigen Vortheil auf dem Wege des Rechts zu arbeiten, so wird sich bei ihnen unfehlbar Ordnung, Eifer und sittliche Würde einstellen. Tretet in eine Werkstatt, in welcher jeder einzelne Geselle von dem Mehr oder Weniger seines Fleißes seinen Verdienst abhängig machen kann, ihr werdet gewiß ein durchweg sittliches Betragen antreffen, und zwar nicht blos während der Arbeitstunden, sondern auch in der übrigen Zeit, letzteres, weil die Liebe zur Arbeit, die durch einen dieser analogen Gewinn geweckt wird, im Allgemeinen den Menschen adelt. Dort, wo diese Liebe herrscht, herrscht auch das sogenannte gute Prinzip. Wenn die Menschen das letztere einmal besitzen, so halten sie mit derselben Beharrlich-

Digitized by Google

keit daran fest, wie am Bösen. Die Liebe zur Arbeit wird aber nicht blos durch die daraus entspringenden Vortheile, sondern auch durch das gute Beispiel geweckt, und aus diesem Grunde ist ein gemeinschaftliches Arbeiten von der höchsten Wichtigkeit. Stecket die schlechtesten, trägsten Subjecte in eine Gesellschaft arbeitender Menschen, und ihr werdet sie auch ohne weitere Ermunterung binnen Kurzem zur Arbeit greifen sehen! —

Aus dem Vorangehenden ersieht man, daß die Zeit der Militairs so gut wie vorüber ist, und daß dieser Stand, der bisher die hauptsächlichste Stütze der Staatenmächte war, nach und nach jener Fraction zugetheilt werden wird, welche man die arbeitende Klasse nennt, und welche die natürliche Opposition aller Gewalt im statu quo ausmacht. Da nun meiner Ansicht nach die „Organisation der Arbeit" nur durch die Musik vorbereitet werden kann, so versteht sich von selbst, daß dieser Zuwachs der arbeitenden Klassen, der als militairischer Stand einer Art musikalischer Bildung genoß, ganz besonders jener Organisation werth sein dürfte. Aber ehe wir dies mit Bestimmtheit aussprechen, müssen wir uns fragen, wie die musikalische Bildung des Militairstandes eigentlich beschaffen ist? Betrachten wir die neuesten Resultate dieser Bildung, so ergeben sie allerdings einen Fortschritt. Die sogenannte Militairmusik hat in der letzten Zeit viel von sich reden gemacht. Die Zeitungen haben nur von großartigen Trommelkonzerten gesprochen, welche der königl. preußische Musikdirektor Wieprecht auf Befehl und zur besonderen Zufriedenheit des Königs veranstaltet haben soll. Auf

Digitized by Google

der andern Seite macht sich in Paris eine gewisse Thätigkeit für die Reorganisation der Militairmusik, die hauptsächlich von dem Instrumentenmacher Sax geleitet wird, bemerkbar. Dadurch, daß die genannten Herren gleichen Zweck haben, und auf demselben Wege wandeln, ist natürlich eine gegenseitige Feindschaft unvermeidlich, deren Ausbruch, wie uns die Zeitungen wieder berichten, auch schon im Werden ist. Unter Civilisirten darf das nicht Wunder nehmen. Die Erfindungen des Herrn Sax sollen nicht neu, und im preußischen Heere schon lange in Gebrauch sein. Dies wird, einem on dit zufolge, den Inhalt einer Broschüre ausmachen, welche Herr Wieprecht mit Nächstem zu veröffentlichen gedenkt. Ich habe bemerkt, daß alle Erfindungen unserer Zeit anfänglich alt sein sollen, es spricht sich hierin wieder jenes Mißtrauen aus, dessen ich in der Einleitung zu dieser Abhandlung gedachte. Jedoch, angenommen, das Wahre ist auf der Seite des Herrn Wieprecht — was hilft's? So lange die in Frage stehenden Instrumente keinen andern Zweck haben, als den, die Militairmusik zu reorganisiren, zu verbessern, ist jeder Streit um sie thöricht, und ohne den Gewinn, welchen man zu erzielen sucht; denn, wenn das Militair, wie ich bereits nachgewiesen habe, seiner Auflösung entgegengeht, so wird die ihm angehörende Musik ein zweckloses Ding, des Kaisers Bart, wenn man will, um den sich bekanntlich nur die Thoren streiten. —

Das, was wir unter dem Namen Militairmusik verstehen, gehört hauptsächlich der Gegenwart und der Vergangenheit an, die Zukunft wird wenig damit zu thun haben.

Digitized by Google

Aber da das Morgen ohne das Heute nicht sein kann, so finden wir auch schon in der Gegenwart die Anzeichen der künftigen Zwecklosigkeit der Militairmusik. In der That, welchen Nutzen gewährt sie, hat sie überhaupt gewährt? — In der Schlacht soll sie begeistern, ermuthigen, im Frieden soll sie, ja was? — Man giebt verschiedene Gründe an, und trifft dabei absichtlich in's Blaue; denn man fürchtet sich, das Wahre zu gestehen. In meinen Augen ist die Militairmusik, sowohl in der Schlacht, als im Frieden nur ein pomphafter Deckmantel. Die Civilisation liebt es, sich durch Pracht und officielle Bachanalien (so kann man einen nicht geringen Theil unserer staatsbürgerlichen Einrichtungen nennen) zu betäuben, damit sie das Wimmern der leidenden Menschheit in ihrem Schooße nicht hört. Uebrigens möchte die wahre Bestimmung, die wahre Thätigkeit dieser Musik erst nach der Schlacht beginnen, wo sie nichts weiter zu thun hat, als den Menschen zuzurufen: „Laßt die Todten ruhen". Und im Frieden? Dann hat sie nur den Zweck, die Soldaten vor dem Einschlafen zu bewahren, und den Bürgern Sand in die Augen zu streuen, damit diese weniger die Last ihrer Abgaben fühlen. Aber, wenn der staatsbürgerliche Zweck der Militairmusik ein verkehrter, schädlicher ist, so kann man ihr dennoch nicht einen edleren Einfluß auf die Gemüther streitig machen, da sie sich in mehr oder weniger künstlerischen Formen bewegt. Fassen wir die letzteren näher in's Auge, so tritt uns vor Allem als die ursprünglichste und wichtigste der Marsch entgegen. Diese Kunstform hat allerdings etwas Anregendes, Anfeuerndes, sie macht „mar-

Digitized by Google

schiren", sie hebt die Brust, sie berauscht, und ermuthigt in Folge dessen. Der Marsch ist in geeigneten Momenten wie ein feuriger Wein, dessen Geschmack so lieblich und angenehm, daß man sich ihm ohne Arg überläßt. Aber kaum ist er getrunken, so dunkelt sich das Auge, alle Fibern der Seele sind leidenschaftlich erregt, man denkt und handelt Dinge, die man ohne den Genuß dieses Weins verwerfen würde. Zwar giebt es verschiedene Arten Märsche, aber hier kann nur immer von solchen die Rede sein, die entweder den „Triumph" noch bewirken sollen, oder schon bewirkt haben, und die man eben deshalb „Triumph-Märsche" nennt. —

Der Parade-Marsch bietet in rein künstlerischer Hinsicht nur eine magere Ausbeute. In der Regel sind's moderne Operntheme, die in Marsch-Rythmen geknetet sind, sie mögen sich nun dazu eignen oder nicht. Und selbst dann, wenn der Parade-Marsch einen eigenthümlichen Werth sowohl in Bezug auf Erfindung als Ausarbeitung aufweis't, so ist sein Eindruck nur ein vorübergehender. Dies ist in dem Wesen der Militairmusik begründet. Die Klangfarbe der letzteren ist eine solche, daß sie auf die Dauer unangenehm berühren muß. Dazu kommt noch, daß den Instrumenten fast durchgehends jene Töne versagt sind, welche die zarten weichen Fibern der Seele in Bewegung zu setzen vermögen. So verschiedenartig die Instrumente auch sind, so läßt sich an ihnen eine gewisse Eintönigkeit nicht wegläugnen. Daher erscheinen die Militair-Kompositionen wie Tableaux, die entweder mit bloß rothen oder schwarzen Farben gemalt sind.

Digitized by Google

Zwar hat man im Laufe der Jahre reichhaltigere Nüançen zu erlangen gesucht, aber was hilft's, man sieht doch immer nur eine Grundfarbe. Die Kompositionen für Militairmusik kommen mir vor, wie die Holzschnitte in unsern Volkskalendern. Es mag eine noch so kunstgeübte Hand sie verfaßt haben, sie bleiben doch immer roher Entwurf, an welchem die Poesie fast gar keinen Antheil, und die Phantasie nur einen sehr geringen hat. Aus allen diesen Gründen sind die Gränzen der Militairmusik sehr enge gezogen, und folglich eine Erweiterung derselben zu Potpourris, Ouvertüren ꝛc. thöricht und verwerflich. Wir sehen uns demnach auf den Marsch als die genügendste Form aller Militairmusik beschränkt. —

Der Opern-Marsch gehört fast nie einzig und allein der Militairmusik an; denn selbst in dem Falle, wo diese auftaucht, ist sie mit Streich-Instrumenten in Verbindung gebracht. Ich muß gestehen, daß mir die Oper als das günstigste Terrain für diese Form erscheint, und ich sehe im Geiste, daß es ihr vorbehalten ist, eben durch die Anwendung dieser Form die Tradition der Militairmusik zu bewahren. Wenn die letztere in ihrer jetzigen Gestalt überall vom Erdball verschwunden sein wird, so werden dennoch die Symptome derselben auf den Brettern, die die Welt, sei es die vergangene oder gegenwärtige, bedeuten sollen, fortleben, und zwar deshalb, weil die Instrumente für die Militairmusik im Gebiete der Oper am leichtesten Wurzel fassen können. Der Oper ist es demnach vorbehalten, die Resultate, welche die Kunst und die Wissenschaft in dieser Beziehung gewon-

Digitized by Google

nen haben, von dem sie bedrohenden Verfall zu retten, indem sie sie mit den Elementen zu verschmelzen sucht, in welchem sie sich bewegt. Die Oper ist das Asyl, das den flüchtigen Geschöpfen der Militairmusik, vielleicht auch den Bastarden des Herrn Sax, Schutz bietet, vorausgesetzt, daß sie nicht das Gastrecht überschreiten, und sich den Sitten und Gebräuchen des Wirthes unterordnen. Was sich nützlich machen kann, das wird behalten, das Unnütze, Unverbesserliche wird über Bord geworfen. —

Was den militairischen Trauer-Marsch anbelangt, so macht er einen der herbsten Eindrücke, den die Musik überhaupt hervorrufen kann. Wenn der Schmerz sich in ein musikalisches Gewand hüllt, so deutet er eben durch diese Wahl schon an, daß er versöhnen kann, daß er den Zuhörer entheben will jenem Kreis kleinlicher Anschauungen, welche das sociale Leben fordert. Eine Militairmusik aber in der Gestalt eines Trauer-Marsches hat etwas Drückendes, Dissonirendes, sie lähmt den Geist, so daß dieser an den Schmerz, an die Scholle Erde, auf welcher er seine Schwingen entfaltet, gekettet bleibt. Ich habe nie einen solchen Marsch hören können, ohne zu denken, daß ein Stück der Civilisation sich zu Grabe läutet. Gleichsam, als wollte diese zum letzten Male noch ihr innerstes Wesen an den Tag legen, preßt die Musik das Herz zusammen, betäubt die Sinne, statt sie zu läutern, und stempelt sich in letzter Instanz zum Deckmantel der Heuchelei und der Lüge. Etwas Anderes ist es mit dem Trauer-Marsche, der nicht der Militairmusik angehört, und der demzufolge auch nichts mit dem

Digitized by Google

bürgerlichen Akt einer Begräbnißfeier zu thun hat. Hier kann der Schmerz sich in großartiger Weise entfalten, hier kann er sich frei machen von all' dem Erdenjammer, der den Lebenden umgiebt, von hier aus kann er hinaufsteigen in jene Sphären, wo der Mensch in Wahrheit ein Gott ähnliches Wesen wird, wo seine Sinne rein sind, und sein Geist, erlöst von den tausendfachen Fesseln kleinlicher Rücksichten, frei und ungebunden waltet. Beethoven hat uns gezeigt, daß das günstigste Terrain für diesen Marsch die Symphonie ist, jedoch dürfte er auch der Oper nicht ganz vorzuenthalten sein.

Wir haben ersehen, daß die künstlerische Ausbeute der Militairmusik trotz aller Verbesserungen und Erfindungen sehr gering ist, und daß sie sich zur Hebung des edleren Geschmacks, zur Verherrlichung und Sittlichung des Menschen wenig eignet. Da nun jener Zeitpunkt, wo diese Musik vom Erdenball verschwunden sein wird, vor der Hand noch nicht eingetroffen ist, so frägt sich vor Allem, wie sie bis dahin am besten und folgereichsten reorganisirt werden kann. Meiner Ansicht nach würde sie eine in jeder Hinsicht größere Bedeutung erlangen, wenn sie Eigenthum eines jeden Militairpflichtigen wäre. Diese Ansicht deutet schon darauf hin, daß ich die bisherigen, technischen Mittel zur Ausübung der Militairmusik, wenn auch nicht ganz und gar verwerfe, doch sehr in den Hintergrund gedrängt zu sehen wünsche. Nicht jeder Soldat kann ein Instrument spielen, aber Alle können das ihnen von der Natur gewordene Geschenk der Stimme geltend machen, und, wenn der Moment da ist, den Funktionen ihres Standes obliegen. Auf diese Weise würde der

Digitized by Google

Soldat seinen Muth, seine Begeisterung nicht aus einem fremden Instrumente, sondern aus seinem eigenen, nicht von außen, sondern von innen her schöpfen. Ich habe im vorigen Kapitel von der wunderbar-großartigen Wirkung der Marseillaise gesprochen. Dies sollte den Völkern und Fürsten ein Fingerzeig sein, wo die eigentliche Militairmusik zu suchen ist. Freilich würden die letzteren dann nicht mehr Maschienen zu Soldaten haben, sondern nur Bürger, die freiwillig die Waffen erheben, und freiwillig sie niederlegen, wenn der Kampf beendet ist. Man kann mit einiger Gewißheit sagen, daß an dem Muth, an der Begeisterung, an den glänzenden Siegen, welche die Franzosen seit einigen Decennien errungen haben, die Marseillaise den größten Antheil hatte. Sie ergiebt sich demnach als die wirkungsreichste Militairmusik, welche man haben kann, und die Marseillaise ist unstreitig der schönste Marsch, der je componirt worden ist. Aber diese Militairmusik ist auch die edelste; denn sie muß bewirken, daß die Kämpfe um Gewahrung kleinlicher Fürstenrücksichten, um Willkühr und Eroberungssucht der Herrscher aufhören, weil sich in der Brust der Streitenden kein Ton der Begeisterung für solche Dinge finden würde. Das Wesen aller Civilisation ist Krieg, habe ich ausgerufen. So laßt uns denn auf die obige Weise dahin wirken, daß die Kriege seltener werden, daß sie in dem Fall der Nothwendigkeit unter dem Panzer des göttlichen Rechts und der menschlichen Würde erscheinen und das anscheinend starke Gebäude der Civilisation wird schon zusammenbrechen.

Digitized by Google

IV.

Kirchenmusik.

Ein sehr achtbarer, wissenschaftlich gebildeter Mann unserer Zeit fragte einmal einen andern, nicht minder achtbaren, nicht minder gebildeten Mann: „Glauben Sie an Gott?" Und er erhielt nach einer Pause die Antwort: „Ich glaube, daß ich daran glaube". — In diesem einfachen Zwiegespräche liegt die ganze, religiöse Bedeutsamkeit nicht bloß unserer, sondern aller Zeiten, in denen die Civilisation ihr Banner erhoben hatte; denn die Mehrzahl der Menschen mußte, und muß noch heute, vorausgesetzt, daß sie ihr innerstes Wesen nicht verläugnen will, mit jenem Manne ausrufen: „Ich glaube, daß ich daran glaube". — Sollten es unter Tausenden wohl mehr, denn zwei sein, die sich in ihrem ganzen Leben die Frage vorlegten: „Glauben wir an Gott?" Ich zweifle daran, und ich bin überzeugt, die Mehrzahl meiner Leser wird dasselbe thun. Wo bleibt aber

Digitized by Google

bei einem solchen Zustande der Dinge das religiöse Bedürfniß, das die Menschen zu allen Zeiten empfunden haben sollen, und von dem namentlich jetzt in den Blättern so viel Aufhebens gemacht wird. Wo anders, als in dem weit positiveren Bedürfniß des Stoffs, welches die Zeitungsschreiber so sehr empfinden, wo anders, als in den Intriguen der Ambition, wo anders, als in den Plänen der Heuchler, wo anders, als in der naturwidrigen Erziehung, in den naturwidrigen Institutionen, mit welchen die Civilisation den Menschen heimgesucht hat? Wenn es wahr ist, daß der Mensch selbst im civilisirten Zustande sein Leben hinbringen kann, ohne das Bedürfniß einer Religion zu fühlen, und, laßt uns nicht zum Heuchler an uns selbst werden, es ist wahr, so ist die Kirche ein unnützes Ding, und jeder Religionsunterricht als zeitraubend und Heuchelei befördernd verwerflich. Wenn aber die gesellschaftlichen Zustände es mit sich bringen, daß die Masse eine Religion, einen Glauben haben muß, durch welchen sie geistig lebt, an welchen sie sich lehnt in Momenten der Noth und Gefahr, so frägt es sich, was bis jetzt gethan, und was noch zu thun ist, diesen Glauben zu wecken, und zu befestigen. Ich habe bereits früher gezeigt, daß die arbeitenden Klassen am meisten von unsern gesellschaftlichen Zuständen zu leiden haben, daß die Civilisation ihnen die schwersten Fesseln anlegt. Wenn also eine Phase in unserm socialen Leben des Glaubens, der Hoffnung eines Besserwerdens bedarf, so ist es die, in welcher Armuth und Arbeit ihren Sitz aufgeschlagen haben. —

Digitized by Google

Es braucht wohl nicht erst bewiesen zu werden, daß vor allen Religionen die christliche den schönsten Glauben, die erhabensten Grundsätze lehrt. Freilich gehörten alle Religionen bis jetzt mehr oder weniger der Theorie an, aber; wenn wir einmal dahin gelangt sein werden, eine Religion praktische Früchte tragen zu lassen, d. h. die Gesetze derselben auf die gesellschaftlichen Institutionen zu verpflanzen, und beide mit einander zu verschmelzen, so wird sich die christliche als die wohlthuendste, als die beste bewähren. — Ich kann mir nun keinen größeren Widerspruch denken, als den zwischen den Einrichtungen der Civilisation und den Lehrsätzen, welche Jesus aufgestellt hat. Fast alle unsere Institutionen erscheinen wie Ironie auf die göttlichen Worte des Erlösers: „Liebe Deinen Nächsten, wie Dich selbst", Worte, die erst dann eine Bedeutung erhalten werden, wenn das Loos derer verbessert ist, die Arbeit und Gewinn auf dieser Erde glücklich machen kann. Bis jetzt ist dies nicht erreicht, gerade denjenigen, welche die Befähigung zum Glücke besitzen, wirft man so spärliche Brocken des letzteren zu, daß kaum ein Thier sich daran erfreuen kann. Die eine Hälfte der Menschheit besitzt Alles, die andere so gut wie nichts. Der Bruder mißtraut dem Bruder, der Vater dem Sohn; Alles isolirt sich, fürchtet sich, überall nur Kampf, Heuchelei und Gemeinheit der Seele, nirgends Friede, Vertrauen, edle Denkungsart und Großherzigkeit. Alles ist kleinlich und elend, unser ganzes Sein und Thun wird bestimmt durch die Rücksicht, wir existiren nicht mehr in Bezug auf uns, sondern auf Andere, wir sind geknechtet an Seele und Kör-

Digitized by Google

per, nicht mehr ein Ebenbild Gottes, sondern eine Fratze der Thierwelt. Und Alles das unter dem Deckmantel der Religion? Nein, und abermals nein, die christliche Religion hat mit einer solchen Gesellschaft nichts zu thun, sie existirt nicht mehr; denn sie wäre ja ein fluchwürdiges Ding, wollte sie sich mit der Basis all' unserer Institutionen, mit Haß und Mißtrauen vereinigen lassen. Drum spreche ich nicht von dem Schutze der Kirche. Die Kirche schützt nicht; denn sie macht gemeinschaftliche Sache mit der Gesellschaft, wo sie sich gefährdet glaubt. Wir sind keine Christen mehr, wir sind nur noch Egoisten, wir haben keinen andern Glauben, als den an uns selbst. Es heißt den Gesetzen der Wahrheit und der menschlichen Würde Hohn sprechen, Religion zu heucheln, wo keine ist, und, ich muß gestehen, daß ich den Muth nicht begreife, mit dem man sich heutigen Tags „Geistlicher" nennen läßt.

Das ganze Tabernakel kirchlicher Einrichtungen in unserm Staate kommt mir vor wie die moderne Sphinx, die nur diejenigen schützt, welche ihr Geheimniß kennen. Daher ist die kirchliche Religion in ihrer socialen Gestalt nur für die Priester gemacht, und die Worte ihres Stifters sind eben nur Worte, die That soll noch kommen. Diese That, sie ist weder im Katholicismus, noch im Protestantismus, noch in der neu-katholischen Lehre zu suchen; keine Fraction der christlichen Religion geht über das Wort hinaus, und alle „Seelsorger" sind mehr oder weniger Advokaten, welche ein Kapitel des neuen Testaments gleich dem Artikel eines Gesetzbuches behandeln. Die Einen geben dem Worte einen

Digitized by Google

weiten, die Andern einen engen Sinn, und Jeder verfährt dabei auf eine Weise, die wohl Alles mit der Civilisation, aber nichts mit den Lehrsätzen Christi gemein hat. Jeder will Recht haben, sei es auch auf dem Wege der Spitzfindigkeit, oder auf noch schlimmerem. So lange die christliche Religion existirt, hat die Proselytenmacherei nicht aufgehört. Früher geschah's auf plumpe Weise, jetzt geht man feiner dabei zu Werke. Es ist ein ewiges Werben und Rekrutiren in unserer Kirche, gerade so, als ob das Wesen der letzteren, wie das der Civilisation Krieg wäre. Ja, wir haben's dazu gemacht, und deshalb sollten wir unsere Kirche nicht mehr eine christliche nennen. Wir haben bloß das Gewand derselben auf alle mögliche Weise zugestutzt, unter welchem noch dazu Hunderttausende vor Kälte, Hunger und Durst den Tod erleiden. Was Wunder, daß es ihnen gleichgültig ist, ob das Gewand auch für sie paßt, oder nicht, es friert sie ja doch darunter; was Wunder, daß wir den Glauben ignoriren, wenn wir Jahrelang vergebens geglaubt haben, wenn wir überall nur Unglauben und leere Versprechungen finden, wenn wir unfähig gemacht sind, zu glauben. Und das sind wir; Argwohn und Zweifel, die Grundzüge der Civilisation, durchdringen unser innerstes Wesen, und wir machen sie, wenn auch nicht immer offen, doch im Geheimen bei jeder neuen Erscheinung geltend. Wie man in gewissen Staaten sogar so weit geht, den Angeklagten von vornherein für schuldig zu halten, sowie er arm ist, ebenso zweifeln wir auch keinen Augenblick daran, daß unser intimster Freund in geeigneten Fällen ein Schuft sein kann.

Digitized by Google

Wir ſagen ſo etwas natürlich nicht offen heraus, aber der Gedanke ſchlummert in unſerer Seele, und es bedarf nur einer Minute, um ihn leuchten zu laſſen. Man urtheile überhaupt nicht nach dem, was die meiſten Menſchen ſagen oder ſchreiben. Wir ſind ſo ſehr gezwungen und gewohnt zu lügen und zu heucheln, daß wir im ſteten Widerſpruch mit uns ſelbſt ſtehen, und im Innern den Kampf fortſetzen, der uns nach Außen überall umgiebt. Wir ſprechen und ſchreiben nicht mehr nach unſerm eigenen Sinne, ſondern nach dem ſolcher Perſonen, mit denen wir in Berührung kommen. Dies beweiſ't am beſten, daß wir civiliſirt ſind. —

Ja, es iſt wahr, wir müſſen lügen und heucheln, nicht bloß, um Geltung zu erlangen, nein, ſogar auch dann, wenn wir nichts, als unſer Leben friſten wollen. Der Arme, der nur einige Kartoffeln des Tages ißt, muß heucheln, lügen oder ſtehlen, um ſie zu erhalten, und je mehr wir in unſerer Geſellſchaft gelten wollen, deſto mehr müſſen wir unſer edleres Ich verläugnen. Auch, wer ſich ein noch ſo nahes Ziel geſteckt hat, er wird den Weg dahin holprig finden, und zwar für die eigene Ehrenhaftigkeit und Gradheit der Geſinnung. Unſere Geſellſchaft kommt mir vor, wie ein enges Stübchen; wer darin fortkommen will, muß gebückt gehen. Und mag er noch ſo hoch ſtehen, er muß ſich bücken, wenn auch dann weniger vor Anderen, als vor dem eigenen Gewiſſen, und mag er noch ſo reich begabt ſein, mag ihm die Menge ſelbſt ein Genie ſchalten, er muß ſich bücken, will er nicht verhungern. —

Digitized by Google

Die Civiliſation hat den Menſchen geknechtet an Seele und Körper, aber keinem legt ſie ſchwerere Sklavenketten an, als dem Künſtler; denn ſie haßt ihn, weil er ihr gefährlichſter Gegner iſt, und ſowie er auftaucht, erklärt ſie ihm den Krieg, bis er den Waffenſtillſtand eingeht, d. h. mit ſeinen Feind eine gemeinſchaftliche Sache macht. Die geſellſchaftliche Stellung des Künſtlers iſt die unfreieſte, die es geben kann, vorausgeſetzt, daß man ſie anerkennt. Der Künſtler wird aber nur dann anerkannt, wenn er die Urſprünglichkeit, die Naivität ſeines Weſens verläugnet, wenn er eben aufhört, ein Künſtler zu ſein. Es iſt eine entſetzliche Wahrheit, daß unſere geſellſchaftlichen Inſtitutionen die künſtleriſchen Kräfte eines Menſchen aufreiben; denn die letzteren werden nach und nach mit ſo viel unedlen Stoffen amalgamiret, daß ſie aufhören, zu wirken. Der Künſtler unſerer Zeit iſt ein Sklave der Preſſe und des Reichthums, weshalb er denn auch für dieſe beiden Dinge exiſtirt. Die Armuth ſtand ja von jeher der Kunſt ſehr fern. Daher kommt es auch, daß man in unſerer Zeit dann beſonders von dem Künſtler ſpricht, wenn er reich iſt, und daß man es ganz natürlich findet, wenn der letztere weniger in ſeiner Kunſt, als in allen möglichen Actien ſpeculirt. Ja, ſo iſt's, die meiſten Künſtler werden in ihrem kräftigſten Alter Börſenſpeculanten. Und wer noch an den Illuſionen ſeiner Jugend hängt, wer noch an ſeine Kunſt glaubt, der ſehnt ſich nach Ruhe, nach einem ſtillen Plätzchen, wo ihn das Geräuſch der Welt nicht ereilen kann. Ich habe keinen wahrhaftigen Künſtler unſerer Zeit kennen gelernt, der nicht dieſes Be-

Digitized by Google

dürfniß nach Ruhe äußerte, der nicht gesättigt war von den Fadaisen des Publikums und der Zeitungsschreiber, deren er bedurfte, um sich, oder vielleicht seine Familie zu ernähren. Mancher sagte mir offen: „Ich habe genug Concessionen an das Publikum gemacht, genug gelogen, genug Menschen die Hand gedrückt, die mich kalt ließen, ich will hinaus in's Freie, wo keine Zeitungen, womöglich, keine Menschen sind, wo ich in Wahrheit meiner Kunst, oder doch meinen geistigen Bedürfnissen leben kann". —

Ich wiederhole es, unsere Kirche ist keine christliche mehr; denn sie willigt ein in die Lüge und in die Heuchelei, in die geistige und physische Sklaverei des Menschen, sie kann nicht verhindern, daß Tausende und aber Tausende in ihrem Schooße gemordet werden, gemordet von dem giftigen Hauche der Civilisation, gemordet von dem Egoismus der Welt und des eignen Herzens, gemordet, weil sie die Schwächeren sind, und in unserer Gesellschaft nur der Stärkere Recht hat. — Wie ist es möglich, daß wir glauben können, wenn wir mit jedem neuen Schritt ins Leben mehr erkennen, daß Alles nur Lug und Trug ist. Wie kann der Arme hoffen, wenn so wenig gethan wird, seine Hoffnung wach zu erhalten. Man geht ja in den meisten Fällen geflissentlich darauf aus, ihn muthlos zu machen. Ich spreche ja gar nicht davon, daß man ihm die That gönne; aber selbst das Wort, wie kärglich, wie kühl, wie roh mißt man es ihm zu. Der Arme findet überall eine kühle Aufnahme, sogar in den Kirchen, jedoch dürfte der Süden in dieser Hinsicht einen bessern Anblick darbieten, als der Norden. Im Süden ist man trau-

Digitized by Google

licher, man hält enger zusammen, überall weht mildere Luft, deshalb wird man auch leichter heimisch. Alles dies ist weniger dem Klima, als der herrschenden Religion des Südens zuzuschreiben. Wie ich bereits sagte, geht keine Fraction der christlichen Kirche über das Wort hinaus; aber von allen, welche existiren, möchte diejenige noch das mildeste, das liebe- und eindruckvollste sprechen, welche wir vorzugsweise im Süden antreffen, nämlich der Katholicismus. Berthold Auerbach sagt das so schön in diesen Worten: „Es liegt eine tiefe Macht in der allverbreiteten Sichtbarkeit der katholischen Religion, wohin du wanderst, und wo du dich niederläßt, überall stehen hohe Tempel, offen für deinen Glauben, deine Hoffnung, deinen Gott, überall knien die Gemeinden andächtig nach denselben Heiligthümern aufschauend, dieselben Worte im Munde, dieselben Zeichen führend; überall bist du unter Brüdern und Kindern des einigen heiligen, sichtbaren Vaters zu Rom".

Der katholische Glaube in seiner strengen ungetheilten Einheit und Allverbreitung zeigt dir überall Säulen und Hallen, getragen von Namen deines Herrn, und im Hause deines Gottes findest du überall dein Heimathhaus und den gleichen Eingang zu deiner ewigen Wohnung. —

Der Katholicismus hat etwas ungemein Fesselndes, Einschmeichelndes für jeden Menschen, und mag er noch so sehr im Haß gegen Pfaffen und Pfaffenthum auferzogen sein, man wird sich angenehm berührt fühlen, wenn man in eine katholische Kirche tritt. Es ist immer ein mächtiger Eindruck, der uns in der letzteren wird, und je nachdem unsere

Digitized by Google

Natur ist, werden wir uns angeregt, ergriffen fühlen. Die protestantische Kirche bietet das nicht, und zwar deshalb nicht, weil sie fast alles Gewicht auf den Gedanken, und ein nur geringes auf die Form legt. Sie vergißt, daß der Gedanke in seiner abstrakten Gestalt nur den Wenigsten, vielleicht nur denen zugänglich ist, die eben keiner Kirche bedürfen, daß die Form es ist, um derenwillen allein eine Kirche existirt. Denn wir haben auf dieser Erde ja nur deshalb Kirchen, um die verschiedenen, durch Geburt und Erziehung herbeigeführten religiösen Gefühle und Ansichten der Menschen nach gewissen Principien, Gesetzen zu ordnen, zu classificiren, und diesen Gesetzen gemäß sichtbar zu machen. Die Kirche soll die äußere Gestaltung des innern Menschen sein, je weniger also für diese Gestaltung gethan ist, desto weniger ist dem innern Menschen genügt, seinem Glauben, seinem Hoffen, und daher kommt es, daß die protestantische Kirche so selten der Zufluchtsort für die bedrängten Seelen der ihr Angehörigen bildet. Der Protestant wird in Momenten der Noth, der Gefahr äußerst selten an die Kirche denken, an ihren Trost, an ihre Erhebung aus dem Schlamm des Alltäglichen, er wird nicht hineintreten, an Körper und Seele bedrängt, und gestärkt, ermuthigt das Haus wieder verlassen, wie wir's so oft in katholischen Ländern finden; er wird entweder verzweifeln, noch tiefer sich hineingraben in Gemeinheit und irdisches Elend, oder der Zeit, dem Zufall, vielleicht auch der eigenen Willenskraft eine Aenderung überlassen. Wozu aber dann die Kirche? — Wenn die eigene Religiösität genügt (und wo sie wirklich ist, warum sollte sie

Digitized by Google

es nicht?), wenn der Menſch in ſich ohne jede äußere Anregung den Glauben, die Hoffnung finden kann, ſo bedarf er auch nicht der Kirche, der ſichtbaren Religion. Wenn er aber ſchwach iſt (und er wird durch die geſellſchaftlichen Inſtitutionen dazu gemacht), wenn er einen Ort haben muß, wo er ausruhen kann von den Sorgen des Lebens, wo er in Wahrheit für einen Augenblick ſein Elend vergeſſen, wo er Balſam träufeln kann auf die Wunden, die ihm das Zuſammenleben mit ſeinen Mitmenſchen ſchlägt, ſo ſollte man dieſen Ort ſchmücken mit dem Beſten, was da iſt, ſo müßte er der annehmlichſte, der ſchönſte auf dieſer Erde ſein, damit er in Wahrheit ſeine Aufgabe erfülle. Wenn wir des Glaubens, der Hoffnung auf ein Beſſerwerden ſo ſehr bedürfen (und ich ſollte denken, die Civiliſation macht uns dieſes Bedürfniß recht fühlbar), ſo ſollte die Kirche auch für dieſen Glauben, dieſe Hoffnung wirken, ſo ſollte ſie im eigentlichen Sinne des Worts den Troſt, die Erhebung in ſich bergen.

Die proteſtantiſche Kirche thut dies nur in ſehr geringem Grade, ſie weiſ't den Menſchen auf ſich ſelbſt an, und darf ſich daher nicht wundern, wenn ſie ſo ſehr entbehrlich wird. Die proteſtantiſche Kirche wäre eine angenehme Zugabe in einer Geſellſchaft, die glücklichere Menſchen umfaßte, als die unſrige, jetzt iſt ſie ein nüchternes Ding, kalt, unfreundlich, ohne Reiz für das Auge, wie für das Ohr, eine frühzeitig welk gewordene Blume am Baume religiöſer Erkenntniß. In der That, der Proteſtantismus hat ſchnell ſeine Laufbahn vollendet, und alle „Proteſte" unſerer Zeit tra-

Digitized by Google

gen nur dazu bei, ihn mehr und mehr in's Grab sinken zu lassen. —

Von allen Religionen hat die katholische am meisten für die ihr Angehörenden gethan, und deßhalb ist sie zu schätzen, und deßhalb würden gewiß Viele sich zu ihr bekennen, wenn sie überhaupt das Bedürfniß einer sichtbaren Religion fühlten. Eben dadurch, daß der Katholicismus die Wichtigkeit der Form anerkannt, hat er Wunder bewirkt, eben dadurch, daß er die Menschen an seine Kirche zu fesseln wußte, ist er siegreich aus allen Kämpfen hervorgegangen, und wird sich siegreich bis zum letzten Athemzuge unserer Gesellschaft bewähren. So lange wir civilisirt sind, d. h. so lange wir heucheln, lügen müssen, um auf dem Boden unserer Gesellschaft festen Fuß zu fassen, kann ich mir kein zweckmäßigeres Institut denken, als die katholische Kirche; denn dasselbe genügt sowohl den Schlechten, als den Guten. Jene finden in ihm einen gewaltigen Richter, der sie erschüttert, wenn sie in den Kreis seiner Macht treten; diese fühlen sich gehoben, gekräftigt und ermuthigt, auszuharren und auszukämpfen den Kampf mit dem Leben und der Menschheit. Gekämpft muß ja einmal werden; wer sich dem entziehen wollte, müßte sich nicht schämen, wieder zu werden, was er früher war, nämlich Staub und Asche.

Die katholische Kirche ist noch am meisten das, was auf dieser Erde eine Kirche sein soll, ein „Asyl" für die Kranken und Hülfsbedürftigen, seien sie reich oder arm, jung oder alt, ein Ruheplätzchen, das in die Strahlen der göttlichen Gnadensonne eingehüllt ist, und das Herz eines Jeden erwärmt,

Digitized by Google

der sich auf ihm niederläßt. Die protestantische Kirche kann höchstens für Gesunde Geltung haben, aber gesund sind wir Alle nicht, denn, wären wir's, brauchten wir keine Kirchen. Ob nun das katholische „Asyl" nicht noch besser sein könnte, als es in Wahrheit ist, das ist eine andere Frage, vorläufig galt es mir nur zu zeigen, daß es ein „Asyl" ist, und letzteres wird Jeder empfunden haben, der sich in katholischen Kirchen umgesehen hat.

Fragen wir nun, wie die katholische Kirche zu der Macht gelangt ist, die sie auf die Gemüther ausübt, wie es ihr möglich wurde, den Glauben an sie so fest wurzeln zu lassen, so finden wir einen mächtigen Hebel dieses Glaubens in ihrer treuen Verbündeten, der Kunst. Von allen Religionen hat der Katholicismus am meisten für die Kunst gethan, er hat Dome errichtet, die noch majestätische Vorbilder für den strebsamen Jünger sind; er hat Gemälde hervorgerufen, denen noch in dieser Stunde der Stempel der unerreichten Vollendung aufgedrückt ist, er hat Musikstücke geschaffen, vor deren mächtiger Wirkung wir Neueren bewundernd die Hände falten, und innerlich ausrufen: „O wie schön!" Das hat der Katholicismus gethan, das hat er gethan für seine Kirche, und in Folge dessen für alle diejenigen, welche die Kirche betreten, und eben dadurch hat er für Weckung und Aufrechthaltung der Naivität in der menschlichen Natur Großes geleistet, und auf diese Weise Vieles wieder gutgemacht, was die Civilisation verdarb. Daß er nicht noch mehr that, daß er nicht gesellschaftliche Institutionen schuf, welche das Gift der Civilisation unmöglich machten, dies

Digitized by Google

rührt daher, weil er sich des letzteren in seinem eigenen Bereiche nicht erwehren konnte, weil er die ursprüngliche Lehre Christi mit den Zuthaten menschlicher Eitelkeit und Schwächen geschwängert hat. Genug, daß er für das Wohl der Menschheit noch am kräftigsten wirkte, daß er am besten seine Kinder schützte vor Kälte, Hunger und Durst, daß er auch den Armen die Pforten der Kunstwelt öffnete, und ihnen so freundliche Oasen in der Wüste ihres Lebens bot. Ja, er that dies nicht blos für die Armen, er that dies für Alle; denn der Weg, den die Menschheit auf der civilisirten Erde wandelt, ist wüst und öde, und nur dann und wann breitet er vor ihren Augen einen grünen Punkt, freundliche Oasen aus, wo der Frieden erblüht, wo die Kunst wirkt, das einzige Licht, das in die Nacht der Menschheit hineinleuchtet. Diese grünen Punkte, diese Oasen, diese Friedensplätze in dem wildbewegten Meere des Lebens spiegeln sich in der katholischen Kirche noch am besten wieder, und daher erfüllt diese am folgereichsten den Zweck, den meiner Ansicht nach die Kirche auf dieser Erde haben kann. —

Von allen Kunstmitteln, welche der Katholicismus anwendet, um die ihm Angehörenden an seine Kirche zu fesseln, machen die Bau- und Tonkunst den allgemeinsten Eindruck. Die Malerei, selbst die Skulptur in den Kirchen existirt nur noch für Einzelne, dahingegen wird sich Jeder, welcher Phase unserer Gesellschaft er auch angehören möge, von den weiten, erhabenen Wölbungen eines Domes, von den Tönen einer Messe angezogen fühlen. Bau- und Tonkunst sind demnach die wesentlichen Punkte, welche bei einer Kirche

Digitized by Google

zu berücksichtigen sind. Damit nun beide ihren Zweck nicht verfehlen, damit sie einen mächtigen Eindruck auf Geist, Herz und Gemüth machen, damit sie die zartesten Fibern der Seele zu erschüttern vermögen, müssen sie hauptsächlich ein Element bergen, und zwar das der Begeisterung. Der Bau- und Tonkünstler, der für die Kirche schaffen will, muß die Flammen der Begeisterung, der Ueberzeugung, des Glaubens in sich tragen, wie denn überhaupt Alles, was zur Kirche gehört, aus dieser einzigen Quelle hervorgehen muß, soll es wieder Begeisterung, Ueberzeugung, Glauben wecken. Diese drei letzteren Dinge, sind sie echt und wahr, hängen innig mit Ursprünglichkeit, Keuschheit und Naivität der menschlichen Natur, also mit den wesentlichen Elementen aller Kunst zusammen. Da nun die letzteren in natürlicher Opposition zu aller Civilisation stehen, diese aber mehr und mehr die Gemüther gefangen nimmt, so versteht es sich von selbst, daß in unserer Gesellschaft Begeisterung, Ueberzeugung, Glauben, gar seltene Dinge sind. Sie müssen aber immer seltener werden, je weniger man sie zu wecken sucht. Wir haben bereits gesehen, daß der Katholicismus hiefür am thätigsten ist. Es frägt sich nun, ob die von ihm angewandten Mittel auch jetzt noch ausreichen. Wenn die durch ihn hervorgerufenen Kunstgebilde einer früheren Zeit bis jetzt noch unerreicht sind, so ist hiemit nicht gesagt, daß sie nicht zu überbieten seien; es läßt sich im Gegentheil wohl annehmen, daß, wären nur die Grundbedingungen alles künstlerischen Schaffens für die Kirche erfüllt, die Kunstgebilde der Gegenwart gegen früher den Fortschritt darthun müßten. —

Digitized by Google

Die künstlerischen Mittel des Katholicismus, wie sie eine frühere Zeit gestaltet hat, sind also nur noch bedingungsweise ausreichend. Etwas Anderes ist es mit den gesetzlichen Einrichtungen und Auslegungen der Lehre. Daß diese unbedingt einer Reform bedürfen, beweis't der nachhaltige Anklang, den das Wort Ronge's gefunden hat. Wir haben es hier jedoch nur mit den Kunstmitteln zu thun, und von diesen hauptsächlich mit der Musik.

Wenn ich die Kirche nur von dem Gesichtspunkt eines Ruheplatzes, eines Asyls betrachtet wissen will, so versteht es sich von selbst, daß die Kirchenmusik in meinen Augen nichts Anderes soll, als zur Annehmlichkeit jenes Platzes beizutragen. Die Kirche ist hauptsächlich für Kranke da, und wie Alles in ihr darauf hinzielen muß, zu beleben und gesund zu machen, so auch die Musik. Beleben, erfrischen läßt sich aber nur dann, wenn 1) Begeisterung die Töne hervorgerufen hat; 2) die Komposition der Art ist, daß das melodische Element in ihr vorwaltet, und 3) die Factur populair gehalten ist. —

Keine Kirche ignorirt so sehr die Begeisterung, als die protestantische, weßhalb sie in künstlerischer Hinsicht auch eine so spärliche Ausbeute liefert. Dies erscheint ganz begründet, wenn man weiß, daß die Kunst dem innersten Wesen des Protestantismus widerstrebt. Eben deshalb mag der letztere auch wohl in allen seinen Institutionen, namentlich aber in der Kirche so wenig Gewicht auf sie legen. Der

Digitized by Google

Protestantismus ist keine praktische Religion, und zwar deshalb nicht, weil er die eigentliche Natur des Menschen verkennt. Nur die Minderzahl begnügt sich mit dem Worte, die Masse will eine Versinnlichung desselben. Sie will eine Anregung; wo diese ihr versagt ist, wird sie gleichgültig; deshalb birgt der Protestantismus so viel Gleichgültigkeit. Die edelste Anregung, welche der Masse werden kann, geht von der Kunst aus. Diese muß gleichsam das Wunder ersetzen, von dem Göthe sagt, es ist „des Glaubens liebstes Kind". Wenn man sich auch gegen die Art und Weise sträuben muß, wie die kathol. Kirche den Glauben zu verbreiten sucht, obgleich sie noch kürzlich in Trier bewiesen hat, daß ihre Macht groß ist, so wird man doch gewiß gegen diejenige nichts einzuwenden haben, die zur Kunst ihre Zuflucht nimmt. — Die Kunst sei das Wunder, durch welches man auf die Masse wirkt, und da Musik die verständlichste, eindringlichste aller Künste ist, so lehrt Musik die Menschen glauben, an ein Besserwerden, so sei Musik das fliegende Panier des Asyls, unter welchem die leidende Menschheit Trost, Erhebung und Kraft zum Ausharren finden kann. In keiner Kirche ist dies so wenig möglich, als in der protestantischen, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil der Protestantismus im Widerspruch mit aller Civilisation Ursprünglichkeit, Keuschheit und Naivität bei den Menschen voraussetzt, und demgemäß nichts für den Glauben, für Ueberzeugung und Begeisterung thut. Deshalb gleicht protestantische Kunst dem dürren Reis, das mit Gewalt auf einen unfruchtbaren Boden gepfropft ist, deshalb ist die Luft

BIBLIOTH DE LA VILLE DE LYON

Digitized by Google

ſcharf, rauh und unfreundlich, die uns in proteſtantiſchen Kirchen anweht. Weder Rhetorik, noch Muſik, noch Malerei, noch Baukunſt wiſſen die Sinne zu feſſeln, das Wort von der Kanzel tönt ebenſo nüchtern, ſo arm an Begeiſterung, und eben deshalb ſo reich an Gemeinplätzen, wie der Geſang der Chorende; Malerei, Skulptur — Alles iſt ärmlich und fröſtelnd, die Kunſt geht wie eine niedrige Bettlerin einher. Und nun gar die Muſik! Sie beſchränkt ſich auf den einfachen Choral, Oratorium, Cantate, und was ſonſt noch zur Kirchenmuſik gehört, iſt aus den Kirchen ſo gut wie verbannt, und taucht nur dann und wann noch in den Concertſälen auf, wo einzelne Muſiker gewiſſenhaft darauf ſehen, „ob das Ding auch gut gemacht iſt“. Dies letztere pflegen auch die Verfaſſer nur im Auge zu haben. Alle proteſtantiſchen Kirchenmuſiken ſind mehr oder weniger nur Verſuche; die Componiſten wollen beweiſen, daß ſie auch das können. Nur eine ſehr geringe Zahl (ich will abſichtlich nicht ſagen Keinen) treibt das Bedürfniß, die innere Stimme, der Beruf. Viele nehmen den Anlauf, liefern auch Vortreffliches, aber gar bald ermatten ſie, und wenden ſich der Bebauung vortheilhafterer Felder zu. Daß es nicht anders ſein kann, werden meine Leſer vielleicht jetzt ſchon zugeben; aber daß es ſo iſt, giebt einen traurigen Beweis von dem Weſen des Proteſtantismus. Was nützt ein noch ſo großes Kunſtwerk, wenn es nur für Einzelne da iſt, für den Reichthum und die Intelligenz. Und faſt jedes proteſtantiſche Kunſtwerk hat dieſe Beſtimmung; denn wenn es auch ein Allgemeingut iſt, ſo fehlt ihm eben das, was das

Digitized by Google

Allgemeine feſſeln kann, das Element der Begeiſterung, Ueberzeugung, des Glaubens, das Element der Urſprünglichkeit Naivität, Keuſchheit, das eigentliche Element der Kunſt. Der Proteſtantismus liebt die Zerſtörung, ohne die Kraft zu beſitzen, wieder aufzubauen, letzteres, weil er die menſchliche Natur für beſſer hält, als ſie unter dem Druck unſerer geſellſchaftlichen Zuſtände ſein kann. Auch der Choral, das letzte Ueberbleibſel aller Muſik in proteſtantiſchen Kirchen, wäre ſchon ein Opfer jener Zerſtörungsliebe geworden, ſtände er nicht ſo feſt und unerſchütterlich da, gleich den Granitblöcken einer früheren Welt, die immer noch auf demſelben Platze ruhen. Der Choral iſt das Fundament aller chriſtlich geiſtlichen Muſik; aber ſeine Einfachheit hat nur für wirkliche Chriſten Gewicht. Nur der wahrhafte Jünger Jeſu wird ſich von ihm erwärmt, gehoben fühlen, der Civiliſirte bedarf größerer, reicherer Mittel. Wenn der Menſch überhaupt nur durch die Sinne auf ſich wirken läßt, die letzteren aber durch die Civiliſation mehr und mehr abgeſtumpft werden, ſo verſteht ſich von ſelbſt, daß eine einfache Koſt nicht mehr für ſie ausreicht. Demnach auch der Choral nicht. In der That, die proteſtantiſchen Kirchen lehren uns, daß er in den meiſten Fällen nichts als Zugabe iſt. Ich habe überhaupt gefunden, daß jene in der Regel nur deshalb beſucht werden, um ſich zu überzeugen, ob der Prediger ein Rationaliſt oder ein Strenggläubiger iſt. Wie überall, ſo wird auch in der Kirche das Bedürfniß der Kritik geltend gemacht. Statt auszuruhen, zu empfangen, will man richten. Haben wir deshalb Kirchen auf dieſer Erde? Wenn

dem so wäre, so sollte man zwischen vier kahlen Wänden die kirchliche Procedur vornehmen, und Orgel, Chorende, überhaupt jedes Symptom der Kunst verbannen. Ist doch fast alle Kunst in protestantischen Kirchen eine leere Form, die blos *geduldet* wird. Wollte man consequent sein, so müßte diese Duldsamkeit aufhören; denn der Protestantismus verlangt so wenig Erscheinung, wie nur irgend möglich, die Wegschaffung der künstlerischen Merkmale liegt aber nicht außer dem Bereiche der Möglichkeit.

Die Bedeutsamkeit der protestantischen Kirchenmusik gleicht derjenigen, welche der Protestantismus selbst genießt. So wenig wirkliches, anregendes Leben dieser besitzt, ebenso wenig kann auch jene aufweisen. Alle Versuche, das Feld der ersteren gedeihliche Früchte tragen zu lassen, bleiben eben nur Versuche, es sind die göttlichen Regungen jugendlicher Componisten, die, von der eigenen Kirche nicht gepflegt und genährt, ersticken und untergehen in die allgemeine „Nichtswürdigkeit" der Welt. Nur dann, wenn die Protestanten die Kunst als ein Hülfsmittel anerkennen, die Menschen an die Kirche zu fesseln, wird die Kirchenmusik für sie in Wahrheit existiren; jetzt ist sie blos ein Name, ein todter Buchstabe in dem Alphabete unsers socialen Lebens. —

Ich habe bereits gesagt, daß der Katholicismus am meisten für die Kunst gethan hat. So geschah's auch für die Kirchenmusik. Zwar sind gegen den Werth der letzteren schon oft mannichfache Bedenken ausgesprochen worden, die

Digitized by Google

einigermaßen durch die Eintönigkeit des Stoffs z. B. der Messe Consistenz erhielten; aber diese Bedenken zerfallen in sich, wenn man den rechten Standpunkt bei Beurtheilung dieser künstlerischen Productionen einnimmt. Dieser Standpunkt kann aber nur ein katholischer sein, d. h. ein solcher, welcher vor Allem darauf sieht, ob das Kunstwerk aus der Quelle des Glaubens und der Begeisterung geflossen ist. Wir müssen vor allen Dingen auf die Empfindung sehen; ist die nur echt, tief und wahr, so kann die gute Wirkung nicht ausbleiben, und auf die letztere kommt es doch am Ende an. Nun möchte aber keine Musik eine so tiefe, erhebende Wirkung hervorbringen, als z. B. die der altitalienischen Kirchenkomponisten. Hier stoßen wir auf soviel Naivität und Keuschheit der Empfindungen und Ideen, daß auch der civilisirteste Europäer davon gerührt werden muß. Eine solche Kirchenmusik adelt und reinigt den Hörer, erhebt ihn über die Jämmerlichkeiten des socialen Lebens, macht ihn gläubig und stark, und stempelt den Ort, wo sie erklingt, zu einem wahrhaft heiligen. Eine solche Kirchenmusik thäte vornehmlich uns Neuerern noth, und wahrlich, statt sich in Zeitungen und Broschüren zu streiten, wer der rechte Gott, der rechte Glaube ist, sollte man die einfachen Weisen jener alten Meister erklingen lassen. Sie nützen mehr, als das gedruckte Wort, bei dem doch Jeder seine eigene Meinung behält, sie läutern das Herz und den Geist, und sind die besten Missionaire der Welt. Oder schämt man sich, zu dem Alten zurückzukehren, so sorge man dafür, daß das Neue, wenn nicht besser, oder denselben Eindruck, doch überhaupt

Digitized by Google

nur einen mache. Wenn einmal in unserer Zeit die Empfindung, der Glaube, die Begeisterung Unmöglichkeiten sind, so versuche man mindestens in Bezug auf die Fassung, Eintheilung der kirchlichen Musikstücke die Fesseln der Stabilität abzuschütteln, um auf diesem Wege einiges Interesse anzufachen. Können die beiden ersten von mir aufgestellten Bedingnisse der Kirchenmusik — Begeisterung und melodisches Element — nicht erfüllt werden, so strebe man, das dritte zu realisiren, nämlich eine populaire Factur. Man spreche natürlich und frei seine religiösen Gefühle aus, und verschanze sie nicht hinter einen Bombast von Figurationen und musikalischen Sentenzen ohne Gemüth und ohne Sinn. Dienen die letzteren nur dazu, die eigene Armuth zu verdecken, so lasse man lieber das Componiren. Besser gar keine Kunst, als eine, in welche sich das Element der Heuchelei gedrängt hat. — Die moderne Kirchenmusik kommt mir vor, wie das Pfaffen- und Jesuitenthum, man lügt und trügt, Alles zur Ehre Gottes; deshalb möchte es wohl gut sein, einigen kirchlichen Tonstücken unserer Tage den unnöthigen Kram zu nehmen, mit dem sie ausstaffirt sind; man würde dann doch einmal die innere Natur unserer musikalischen Geistlichen kennen lernen. —

Es giebt noch einen Ausweg für die Kirchenkomponisten, auf die Gemüther zu wirken, und an der Kunst nicht zum Heuchler zu werden, einen Ausweg, den ich den Künstlern unserer Zeit schon oft empfohlen habe, und der endlich auch mit dem glänzendsten Resultate ergriffen worden ist. — Die-

Digitized by Google

ser Ausweg beſteht darin, die Hülle der Civiliſation abzuſtreifen, ſo viel wie möglich zu vergeſſen, was Erziehung uns eingeimpft hat, und einzig und allein am Buſen der Natur Befriedigung und Genuß zu ſuchen. Er iſt von Felicien David eingeſchlagen worden. Das erſte Reſultat „die Wüſte" kennen wir Alle. Es iſt ein Tonſtück, in welchem uns jene Urſprünglichkeit entgegentritt, die ich zu wiederholten Malen als das Weſen aller Kunſt bezeichnet habe. Da dieſes Werk eine neue Kunſtphaſe eröffnet, insbeſondere aber eine Form an's Tageslicht gerufen hat, die für die Kirchenmuſik von großem Gewicht iſt, ſo möchte es hier wohl am Orte ſein, daſſelbe etwas näher zu beleuchten. —

„Die Wüſte" erhält nicht bloß dadurch ein erhöhetes Intereſſe, daß wir in ihr trotz des franzöſiſchen Urſprungs weder den Romanzen- noch den Opern-Ton angeſchlagen finden, ſondern hauptſächlich dadurch, daß wir überall auf Wahrheit des Ausdrucks, auf Tiefe und Originalität ſtoßen, daß uns überall der Gedanke der Natur identificirt entgegentritt. Und nur das Letztere macht den Künſtler. Nur derjenige, der ſich ſo aller Civiliſation entäußern kann, daß ſich vor ihm das geheimnißvolle Walten der Naturkräfte entfaltet, und daß er Anderen den wunderbaren Ruck mit empfinden läßt, der ihn beim Erblicken jener Kräfte durchſchauert, nur der iſt ein Künſtler. Und ſo auch Felicien David. Wir können ſein Werk nur dann richtig beurtheilen, wenn wir uns das Entſtehen derſelben verdeutlichen. Felicien war in Paris, und auch ſeine Lippen mußten den

Digitized by Google

Giftbecher der Civilisation berühren. Da führte ihn das Geschick zu den Arabern. Seine ursprüngliche Natur brach hervor, verklärt und gereinigt warf er sich an den Quell der Gottheit nieder und trank in tiefen Zügen daraus. Das ist „die Wüste!" Daß Felicien so die kleinlichen Sorgen des socialen Alltagslebens vergessen, daß er so den widrigen Gesichtskreis, welchen die civilisirten Zustände uns aufdrängen, hinter sich lassen konnte, um die geheimnißvollen Naturlaute der Wüste in sich aufzunehmen, und künstlerisch zu gestalten, dies beweiset eben, daß er zu den Berufenen gehört. Und der Berufenen sind wenige. Laßt Tausende und aber Tausende unserer Componisten, Maler, unserer sogenannten Künstler hinaustreten in das unabsehbare Sandmeer der Wüste, allein mit sich und der Gottheit, und sie werden entweder dem mächtigen Eindruck erliegen, oder die ihnen sichtbare Leere mit den mikroskopischen Gebilden ihrer civilisirten Einbildungskraft bevölkern. Man muß sehr vielen künstlerischen Stoff in sich tragen, um das Bild der Wüste so in Tönen hinzustellen, wie es Felicien David gethan hat. Da ist „die Nacht!" Sie würde selbst Rousseau befriedigt haben. Ueberhaupt wäre Felicien der geeignetste Componist für Rousseau. Beide hüllen sich in die Mysterien der Natur, und horchen den Pulsschlägen ihres Herzens. Beide fühlen das Bedürfniß, die Hülle der Civilisation abzustreifen, und sprechen es in künstlerischer Form aus. Beide gehören zu den ursprünglichen Geistern, und sind die Fingerzeige einer bessern Welt.

Wenden wir uns jetzt im Besonderen zu dem fraglichen

Digitized by Google

Tonstücke, so tritt uns zuerst viel Formensinn und künstlerisches Ebenmaaß entgegen. Der Gedanke ist klar und faßlich verarbeitet, was um so bedeutungsvoller erscheint, da er mächtig und erhaben ist; das Bild der Wüste tritt in allen seinen Theilen vor das geistige Auge des Zuhörers, und entfaltet sich in Pracht und majestätischer Schönheit. Freilich wendete Felicien David sich immer nur an den Laien oder an ein wirklich künstlerisches Gemüth, niemals aber an die Masse der Halbgebildeten. — Was die Factur seines Werkes betrifft, so stoßen wir zwar nirgends auf verbrauchte und abgenutzte Wendungen, so zeugt die Instrumentation zwar von Kenntniß und Geschmack; allein trotz dem Allen wird der Componist hier noch manchen Schritt vorwärts thun müssen. Felicien scheint sich die Technik noch nicht unterordnet zu haben, es fehlt das Quellende, Fließende, das uns aus den Werken wahrhaft großer Meister entgegensprudelt, und was die Instrumentaleffekte betrifft, kann er von Berlioz noch Manches lernen. Z. B. ist das tremolo der Violinen in dem „Sonnen-Aufgang" von großer Wirkung, und recht sinnig gedacht; aber dieser Effekt tritt uns weit ausgebeuteter, großartiger in dem Berlioz'schen Tonstücke „La reine Mul" entgegen. Berlioz ist ein großes, kritisches Talent, die positiven Resultate seiner Forschungen werden von David nicht unbenutzt bleiben. Uebrigens hat der Letztere das stufenweise Aufgehen der Sonne vortrefflich in Tönen wiedergegeben. Am vollendetsten erscheint jedoch der zweite Theil „die Nacht". Wenn man dieses Tonstück hört, so kann man in der That mit dem Textdichter ausrufen! „O Nacht!

Digitized by Google

o schöne Nacht!" Alle Theile desselben: die arabische Phantasie, der Almeen-Tanz, die Freiheit der Wüste, die Träumerei der Nacht — Alles dies athmet so viel Wahrheit, so viel Poesie, ein so natürliches Sichentäußern kleinlicher Anschauungsweise, daß man so recht die Wahrheit der Worte empfindet: „Bleibt hinter euren Kerkermauern, ihr Städter".

Felicien David hat, wie bereits gesagt, mit seiner „Wüste" eine neue Phase in der Kunst eröffnet. Wonach Berlioz bis jetzt vergebens gestrebt hat, das hat David mit seiner „Symphonie-Ode" größtentheils schon erreicht. — Wenn Berlioz auch anfängt, sich selbst klar zu werden, so ist ihm dies in Bezug auf Andere doch nur spärlich gelungen. Forschen wir den Ursachen nach, so finden wir eine der hauptsächlichsten in der mangelhaften Eintheilung seiner Werke. Um dem Auditorium nur einigermaßen eine Einsicht in seine Intentionen zu verschaffen, ließ er entweder vorher Programme vertheilen, oder er wählte auch solche Stoffe, welche durch die Bearbeitungen großer Dichter, wie Shakespeare, Byron bekannt geworden sind. Die erstere Procedur ist eine dem Wesen der Musik widerstrebende, und hat nichts Anderes zur Folge, als sogenannte musikalische Uebersetzungen, wie dies deutlich genug aus der Symphonie „la vie d'un artiste" hervorgeht. Die zweite hat nur für Einzelne Werth, denen gerade die Dichtung gegenwärtig ist. Und auch bei dieser kann Berlioz sich nicht von dem Vorwurf des Uebersetzens reinigen; denn wer wirklich alle musikalischen Momente der Geschichte des Harold,

Digitized by Google

Lear, Romeo und Julie wiedergeben will, bedarf dazu noch weit mehr Noten, als Berlioz ohnehin ſchon geſchrieben hat. Dieſer in mancher Beziehung außerordentliche Mann will entweder Thaten in Muſik ſetzen, oder den Eindruck noch verſtärken, den das Wort eines Shakeſpeare und Byron auf uns macht. Wenn Lear uns bis in's Mark der Seele erſchüttert hat, ſo iſt dies Berlioz nicht genug, er will den Eindruck ſteigern, er will noch mehr erſchüttern. Berlioz lehnt ſich an große urſprüngliche Geiſter, er will Hand in Hand mit dem Erhabenſten gehen, das die Dichtkunſt bietet; aber er vergißt, daß Wort und Ton ſich gegenſeitig unterordnen müſſen, entweder dominirt das eine oder das andere. Berlioz muß *Menſchen* haben, freilich große, urſprüngliche, mit denen er ſchaffen kann, die ihm *den Ton an die Hand geben*. Der Tieferblickende wird dies mit dem Mangel an Erfindung in Einklang zu bringen wiſſen, der uns aus den Berlioz'ſchen Compoſitionen entgegenleuchtet. Blicken wir dagegen auf Felicien David. Dieſer flieht die Menſchheit; er wirft ſich an die Brüſte der *Natur*, und ſchlürft den muſikaliſchen Gedanken derſelben in ſich auf, um ihn in künſtleriſcher Geſtalt wiederzugeben. Er hat in ſeiner „Wüſte einen der großartigſten Stoffe gewählt, denen es geben kann. Und doch macht er ſich verſtändlich, ohne daß der Zuhörer etwas Anderes zu thun hat, als eben zu hören. Freilich dürfen wir hier nicht unerwähnt laſſen, daß auch David zu einer Art von Programm ſeine Zuflucht nimmt, indem er das Kommende durch das in verſchiedenen Intervallen geſprochene Wort andeuten läßt. Aber dies ge-

Digitized by Google

schieht auf so meisterhafte Weise, überdies noch in Verbindung mit dem Ton, daß der Zuhörer in seinen Empfindungen durchaus nicht gestört wird. Eine größere Einheit in seinem Werke würde der Componist dann erzielt haben, wenn er das gesprochene Wort durch Recitation hätte ersetzen lassen, und wir können nicht umhin, zu gestehen, daß erst dann die Kritik sich mit der „Symphonie-Ode" ganz einverstanden erklären kann. — Ist aber diese Einheit bewirkt, so haben wir in der „Wüste" und ähnlichen Gebilden eine Musik, die in jeder Beziehung geeignet sein dürfte, in Wahrheit die Kirche zu einem „Asyl" der Menschen zu stempeln, so haben wir endlich die Kirchenmusik des neunzehnten Jahrhunderts. —

Digitized by Google

V.

Die Oper.

Die Kunst soll eine Wohlthat für die ganze Menschheit sein! So habe ich zu verschiedenen Malen gesprochen. Wie konnte sie diesen Zweck nächst der Kirche wohl besser erreichen, als im Theater? Ist doch das Theater die wichtigste Bildungsanstalt für den erwachsenen Menschen, ist es doch gleichsam auch eine Art „Asyl", von dem aus der Mensch, wie von einem sichern Hafen, die Welt an sich vorübergehen läßt, ihre Leiden, ihre Freuden, ihre Wünsche, ihre Hoffnungen, zur Tröstung und Belehrung der Vergangenheit und Zukunft des eigenen Lebens! —

Man hat die Bühne einen Spiegel des Lebens genannt, auch die Kirche ist ein solcher Spiegel, nur mit dem Unterschiede, daß sich in diesem das höhere Leben conterfeit, während in jenem mehr das reale, praktische hervortritt. Das Theater ist so gut ein geweihter Boden, wie die Kirche, ge-

Digitized by Google

weiht, weil es berufen ist, durch Vermittlung der Kunst das menschliche Sein und Thun in seiner realen Seite zu verbildlichen. Aber wenn schon die Kirche im Allgemeinen ihre Aufgabe nur unvollkommen lös't, so läßt sich dies in noch weit höherem Grade vom Theater sagen.

Die Kunst, Menschen zu gestalten, und diese Gestaltung wiederzugeben, also die dramatische Poesie und die Schauspielkunst, entspricht nicht dem wesentlichen Elemente der Civilisation, dem Egoismus. Je civilisirter der Mensch ist, d. h. je mehr er sich aus Furcht und Mißtrauen isolirt, desto weniger wird er das pulsirende Menschenleben zur Gestaltung bringen, desto weniger wird er sein Ich verläugnen können, um ein fremdes mit allen Symptomen des Lebens wiederzugeben. Die Civilisation kann nur Maschinen auf die Leinwand, auf die Bretter werfen; sie sehen wie Menschen aus, aber die Masse, der Laie blickt sie befremdend an, und verläßt kopfschüttelnd das Theater. Aus diesem Gesichtspunkt läßt sich denn der Verfall der Bühne sehr leicht erklären. — Man wird mir auch hier wieder jene Namen einwenden, die sich im Geschichtsbuche der dramatischen Kunst verewigt haben. Diese Namen sind aber in meinen Augen nichts, als der Beweis, daß die göttliche Natur des Menschen immer wieder hervorbricht trotz aller Anstrengungen, sie zu verdrängen; sie sind die Fingerzeige des Schöpfers, die Zeichen seiner unendlichen Liebe. All' jene Anläufe zum Großen, Erhabenen, die im Buche der Weltgeschichte aufgezeichnet, sind die Symptome der göttlichen Liebe, die da nicht will, daß jene Wesen, denen die Kraft des freien Willens ertheilt

Digitized by Google

iſt, ihrer Beſtimmung zuwiderhandeln, ihren Urſprung verläugnen, und zu ihrem eigenen Verderben leben. Alle hervorragenden Geiſter, alle großen Ereigniſſe der Jahrhunderte reichen hinauf zu dem Höchſten; aber die Menſchen erkennen dies nicht an, die Civiliſation verbietet ihnen, an das Wunder zu glauben, deshalb verdammen ſie es, oder deuten es auf ihre Weiſe aus. Und ſo folgt auf einen Tag des göttlichen Lichts jahrelange Nacht. Und ſo wird immer und ewig nur der Anlauf zum Heil der Menſchheit gemacht. Und endlich können wir uns auf dieſe Weiſe alle die Pauſen erklären, die im Gebiete der Kunſt eintreten, und von denen eine auch unſere Gegenwart umfaßt. —

Der Verfall der Bühne iſt eins von den Klageliedern, die unſere Zeit anſtimmt. Unſere heutige Bühne, unſer Luſt-, Schau- und Trauerſpiel, unſere Oper — Alles dies ſoll nur noch die Ruine geweſener Größe ſein. Dieſe Klage nach allen ihren Seiten hin zu unterſuchen, iſt hier nicht der Ort, vielmehr iſt es nur eine Seite derſelben, die zur Sprache kommen kann, nämlich die, welche die Oper betrifft. —

Es ſieht gar wunderlich auf dem Gebiete der Oper aus. Hier ein großer Platz, wo nichts als Unkraut wächſt, dort einer, wo die ſchönſten Pflanzen verwildern, weil ſie nicht gepflegt werden, dann wieder eine Strecke dürren Landes, wo der Boden ganz unfruchtbar zu ſein ſcheint — Alles dies ohne Schönheiten, ohne Plan angelegt und ausgeführt. Es iſt ein Garten, der einzelne intereſſante Punkte bietet, die vor der allgemeinen Dürre verſchwinden. Wir haben eine Maſſe Opern; aber keine einzige Oper. Sowie wir im

Digitized by Google

Luſt-, Schau- und Trauerſpiel nur Komödienkram beſitzen, ſo auch in der Oper. Das Amüſement iſt das Haupterforderniß aller dramatiſchen Gebilde der Gegenwart, ſeien ſie muſikaliſch oder nicht. Es fragt ſich nun, worin das Amüſement beſteht? — Im Sinnenkitzel. Die Sinne ſind der oberſte Gerichtshof, an den von der Bühne herab appellirt wird. Sagen die nur Ja, ſo iſt Alles gut, ſo freut man ſich, gleich den Kindern, die vor der Bude des Bajazzo ſtehn. Daher ſind die Komiker in unſerer Zeit ſo ſehr geſucht, daher iſt die komiſche Oper diejenige, welche am meiſten Gewicht hat, am liebſten geſehn, und am ſtärkſten kultivirt wird. Es iſt, als fürchte man ſich vor dem Ernſte, wie vor einer Mahnung des Todes. Man will nicht ſterben, man will leben und genießen, ohne in ſich die Kraft zu Beiden zu haben; deshalb ſtützt man ſich auf Andere, hält an jedem Strohhalm feſt, der Leben und Genuß anzeigt, deshalb fürchtet man ſo ſehr, auf den Brettern ſterben zu ſehen. Man will nichts, als die gemeine Komödie, wo ſich Alles in Wohlgefallen und Spaß auflöſ't, man drückt die Augen zu, wenn die Kataſtrophe herannaht, man verlangt gebieteriſch, daß ein glänzender Mantel darüber geworfen werde, man will die Hülle, den Schein, die Lüge, niemals die Wahrheit. Es iſt eine entſetzliche Pauſe, in der wir uns befinden. Die größte Thätigkeit der Bühne beſchränkt ſich auf den Spaß, und je ernſter die Zeit, deſto mehr gilt der Witz. Menſchen, denen die Natur ein mehr oder minder komiſches Naturell verliehen hat, werden in Triumph auf die Bretter geführt, und mit Gold überſchüttet. Heben ſie

Digitized by Google

die Hand auf, so brechen Tausende in einen Applaus aus, sprechen sie gar, so wundert man sich über so viel Genie. Erleben wir's nicht in unserer Zeit, daß Menschen, die nichts, als ihre Dummheit zur Schau tragen, und sich vom Affen kaum durch die Sprache unterscheiden, von einem ganzen Volke geehrt, bewundert und mit Wohlthaten überschüttet werden? Und während deß trauert das Talent; der Fleiß verbunden mit der Wahrheit, einsam und verlassen, vom Hunger gequält, von der Stimme des Volks zu einem Ueberspannten oder Talentlosen gerichtet. Das ist unsere Zeit, wie sie sich im Bühnenleben wiederspiegelt. Dreifaches Wehe über sie!

Aus dem Vorangehenden erhellt zur Genüge, daß wir — in der Kunstperiode des Aeußerlichen leben. Es ist die Schale, an die sich die Menschheit hält, eine Wahrheit, die aus den zartesten Fasern des socialen Gewebes leuchtet. Daher ist auch der Prozeß des künstlerischen Schaffens ein anderer geworden. Man schafft nicht mehr von innen nach außen, sondern von außen nach innen. Nur erst die Sinne gefangen genommen — das ist die große Maxime der Künstler des Tags. Und so können wir uns auch das Hauptelement aller komischen Opern der Gegenwart erklären — die Situationsmalerei. Die Menschen müssen nicht durch sich selbst interessant gemacht werden, sondern durch die Situation, in welcher sie sich befinden. Deshalb tritt die Charakteristik in den Hintergrund, und die Intrigue, die Handlung nimmt den Vorderplatz ein, deshalb wird der Text Hauptsache, die Musik Nebensache, eine Art Draperie,

Lumpen, die auf einen mehr oder minder ärmlichen Körper geworfen ſind. Man gehe die komiſchen Opern durch, welche auf dem Repertoire ſind, und man wird der Mehrzahl nach Luſtſpiele finden, die hie und dort, wo ſie Blößen zeigen, einen Fetzen Muſik zur Bedeckung haben. Dieſe Luſtſpiele tragen denſelben Charakter zur Schau, wie die nicht muſikaliſchen, was um ſo weniger Wunder nehmen kann, weil ſie in der Regel aus ein- und derſelben Fabrik ſind. Scribe, der Schöpfer der modernen Intriguenſtücke, iſt auch der Schöpfer des muſikaliſchen Luſtſpiels. In Scribe tritt uns überhaupt die geiſtige Spitze der gegenwärtigen Epoche der dramatiſchen Literatur entgegen, in ihm concentrirt ſich die ganze Bedeutung des heutigen Bühnenlebens, er iſt Anfang und wahrſcheinlich auch Ende des letzteren. Scribe iſt auch derjenige, der die erſte Anregung dazu gab, die Virtuoſität auf die Bühne zu bringen. Er hat die modernen Virtuoſen der Operncompoſition Meyerbeer, Halevy, Adam ꝛc. aus dem Boden geſtampft, ohne ihn wäre wahrſcheinlich im Gebiete der Oper ein ganz anderes Leben zur Geſtaltung gekommen. Sein Einfluß auf die dramatiſche Muſik iſt ungeheuer, man kann ihn gleichſam den Gründer der modernen Oper nennen. — Keiner hat, ſowie Scribe, unſere Zeit erkannt, und aus dieſer Erkenntniß Nutzen zu ziehen gewußt. Er ſah recht gut, woran es den Völkern nach den Zeiten der Revolution und des Kriegs mangelte, er fühlte recht gut das Bedürfniß des Publikums heraus, ſoviel wie möglich zu genießen, um einzuholen, was man verſäumt hatte, er wußte, daß man ſich einzig und allein amüſiren wollte.

Digitized by Google

Er kannte die Scheu des Volks vor jeder neuen Aufregung, deshalb verfiel er zuerst auf das ruhige, anspruchslose Vaudeville. Er erfand Charaktere, die man bisher wenig auf den Brettern gesehen hatte. Sie erhielten Beifall, und dies war ihm genug, Typen daraus zu bilden. So legte er denn den Keim zu den lebendigen Lettern, die wir in den Bühnenstücken der Gegenwart antreffen. Der Onkel blieb immer der Onkel, der Neffe immer der Neffe. Es war immer dasselbe Exemplar, nur in anderer Auflage. Doch dem Publikum schmeckte endlich das Gericht nicht mehr, und er präparirte ein anderes. Er griff zur Oper, zu den Intriguenstücken. Diese Gerichte sind im Grunde die früheren, sie sehen nur anders aus, und sind mehr gewürzt. Augenblicklich wendet sich das Publikum von ihm, es hat genug der Intriguen, es will wieder Einfachheit, wenn auch keine Wahrheit, und Scribe wird auch hier das Rechte finden, vorausgesetzt, daß seine Zeit nicht schon um ist. Fast scheint es so; denn wir sehen auf dem Felde des rentirenden Schauspiels, wie auf dem der komischen Oper Erscheinungen auftauchen, welche die Sympathien des Volks in nicht geringem Grade erwecken. Zu den ersteren gehören die sogenannten Tendenzstücke; zu den letzteren die Vaudevilles im vergrößerten Maaßstabe, wie sie von den Herren Friedrich und Flotow seit ungefähr einem Jahre auf den Markt der Oeffentlichkeit geworfen werden.

Was die Tendenzstücke anbetrifft, d. h. diejenigen, welche die Gebrechen der Gegenwart zu veranschaulichen, also namentlich die Rechte des Proletariats zu vertreten suchen:

so ist ihr dichterischer Werth allerdings gering; aber in einer Uebergangsperiode, wie der unsrigen, sind sie noch die beste Aushülfe, die dem Publikum geboten werden kann. In einer Zeit, die des dichterischen Genius entbehrt, ist es doch noch besser, daß die Bühne der Tummelplatz der Kritik, und zwar jener werde, welche das Wahre, Gute, Nützliche will, als ein Tummelplatz für Hanswurste und gemeine Possen, die nur dazu dienen, den menschlichen Geist zu entwürdigen. — Man klagt so oft, daß das Volk sich dem Theater entziehe, ohne die Ungerechtigkeit der Klage zu bedenken. Es giebt nur zwei Fälle, in denen dies Volk an's Theater gefesselt werden kann. Der eine, wenn ein wirklicher Dichter von den Brettern herab spricht, der andere, wenn da oben verhandelt wird, was in's Fleisch und Blut des Volks eindringt, wenn seine Wünsche, seine Hoffnungen, seine Klagen, seine Rechte zur Sprache kommen, nicht in der Maske des Komödienkrams, sondern in der des Ernstes, der Ueberzeugung, der Wahrheit. Scribe hat zwei, drei Lustspiele geschrieben, die das sociale Leben vortrefflich widerspiegeln, und die deshalb auf einzelne Gemüther eine große Wirkung hervorbringen; aber die Wahrheiten, welche er ausspricht, haben für das Volk wenig oder gar kein Interesse, und überdies fehlt ihnen jener überzeugende Ernst, der dem Volke imponirt. Diesen Ernst habe ich bisher in allen Tendenzstücken vermißt, und mich daher auch wenig gewundert, daß diese eine durchschnittlich so kurze Lebensdauer verrathen. Das Volk giebt sich gern der Täuschung hin, vertrauungsvoll nähert es sich Jedem, bei dem es

Sympathien für sein Interesse vermuthet; aber ihm ist ein göttlicher Instinkt gegeben, das Freundesherz herauszufühlen, und schwer, sehr schwer läßt es sich täuschen. Man muß Charakter mitbringen, wenn man zu ihm sprechen will, also die seltenste Perle, welche auf dem Boden unserer Gesellschaft zu finden ist. Charakter ist es, was den Tendenzstücken der Gegenwart mangelt, und deshalb berühren sie nur obenhin die Sympathien des Volks. Die Vertretung der Rechte des letzteren zum Deckmantel einer gemeinen Ruhm- und Geldspeculation zu machen — das ist ein Bubenstück, welches über kurz oder lang an's Tageslicht gezogen wird, und sich an dem, der es ausübt, furchtbar rächt. Was mir bis jetzt von den Tendenzstücken der Gegenwart zu Gesicht gekommen ist, verräth den Messias dieser Richtung nicht. Die neueste Zeit spricht von einem Schauspiel „Diogenes", welches Felix Pyat zum Verfasser haben, und einen ungemein nachhaltigen Eindruck im Volke verursachen soll. Vielleicht, daß dieser Diogenes ein echter ist, nicht bloß dem Kleide, sondern auch dem Herzen, der Gesinnung nach. Der Name Pyat verspricht's Es ist ein Charakter, dieser Pyat, ein bewährter Märtyrer der Wahrheit, eine seltene Erscheinung in dem Morafte der französischen Literatur. —

Wie die Intriguenstücke des Scribe, Dumas und deren Nachahmer den Tendenzstücken weichen müssen, so beginnt auch das musikalische Lustspiel der Herren Auber, Adam, Balfe ꝛc. sich vor Productionen zurückzuziehen, die zwar ebenfalls, wie jenes, den Titel „komische Oper" führen, welche ihrem Wesen und Inhalte nach aber Vaudevilles im

Digitized by Google

vergrößerten Maaßstabe genannt werden müssen, die sich von dem herkömmlichen Vaudeville nur dadurch unterscheiden, daß in ihnen der Dialog durch Recitative ersetzt ist. Diese Vaudevilles erscheinen als ein Gegensatz zu den musikalischen Lustspielen, als der erste Schritt einer Reaction zu Gunsten der Einfachheit. Sie sind arm an eigentlicher Handlung, die Lustspiele dagegen sehr reich; in diesen dominirt das Quartett, Quintett, überhaupt das Ensemble, in jenen das Lied, die Romanze, das Duett. In ästhetischer Hinsicht nimmt das Genre der Herren v. Flotow und Friedrich einen höheren Rang ein, als das der Meister Auber und Scribe, wenn auch diese in Betreff ihrer Talente und Fähigkeiten obige Herren weit überragen. Wenn wir die bis jetzt in diesem Genre erschienenen „Opern" — Stradella — die Matrosen — durchgehen, so finden wir in ihnen Handlung und Intrigue sehr einfach, dahingegen stoßen wir auf poetische Situationen, Gefühlsmomente, ganz wie im Vaudeville. In den musikalischen Intriguenstücken Auber's und Scribe's muß das Gefühl dem esprit weichen, oder, wenn jenes auftaucht, so tändelt man damit auf aristokratisch vornehme, wenn auch immer liebenswürdige Weise; in den Werken der HH. v. Flotow und Friedrich dagegen sind die Charaktere und Situationen schon der Art, daß der französische esprit wenig mit ihnen zu thun haben kann, wohl aber das Gemüth. Daher ist das Hauptelement dieser letzteren Gemüth, zwar nicht das deutsch-schlichte, sondern vielmehr das französisch-graziöse, das, was man Situations-Gemüth nennen könnte. —

Dieses Genre steht meines Erachtens bis jetzt einzig da,

Digitized by Google

und ist dazu berufen, die eigentliche komische Oper des Jahrhunderts vorzubereiten. Wie ich bereits vor mehreren Jahren äußerte, halte ich es für nothwendig, zuerst das Feld der komischen Oper anzubauen, und gesunde Früchte tragen zu lassen, ehe man an die Cultur der sogenannten großen Oper geht. Schon damals sagte ich in der „Neuen Zeitschrift für Musik":

„Es würde als ein günstiges Prognostikon für die Hebung der dramatischen Musik zu erachten sein, wenn man es in Deutschland nicht verschmähen wollte, Operetten zu schreiben. Die Cultur dieser Gattung der dramatischen Musik zieht die einer complicirteren mit größerem Erfolge nach sich; überhaupt ist es besser, sich in einem leichteren Fache erst die Meisterschaft zu erwerben, und dann zu dem schweren überzugehen, als in beiden unter jener Stufe stehen zu bleiben. So lange die Deutschen kein gutes Lustspiel haben, werden ihre Tragödien im Volke selbst nicht Wurzel fassen, so lange ihnen eine gute Operette mangelt, wird die deutsche Oper der fremden weichen müssen." —

Wenn ich mich schon damals für die Cultur der Operette aussprach, so muß dies in Bezug auf die eigentliche, komische Oper noch wärmer, angelegentlicher geschehen, und zwar hauptsächlich aus dem einfachen Grunde, weil die letztere an der Tagesordnung ist, und in den Gemüthern starke Wurzeln geschlagen hat. Das musikalische Theaterpublikum von heute befindet sich in einer Stimmung, die der sorgfältigsten Pflege bedarf. Es geht ihm wie dem durch Mangel jeglicher Art entnervten Arbeiter, oder wie dem durch Uebersättigung

Digitized by Google

abgespannten reichen Manne. Sowie man den Zustand des letzteren nur stufenweise Schritt für Schritt verbessern kann, so muß es auch mit dem des Publikums geschehen. Die Funktion des letzteren, welche augenblicklich am thätigsten ist, die ihm gleichsam allein geblieben zu sein scheint, die Funktion des Lachens, die Genußsucht, der gemeine Sinnenkitzel — Alles dies muß veredelt werden, in der Musik durch die komische Oper, in der dramatischen Poesie durch das Lustspiel, bevor der Ernst, die höheren, geweihteren Vorwürfe der Kunst und der Poesie ein Gewicht für ihn sein können. Man wird diese Procedur gerechtfertigt und nothwendig finden, wenn man weiß, daß z. B. das musikalische Theaterpublikum in einem sogenannten heruntergekommenen Zustande ist, entblößt von dem höheren Verständniß dramatischer Musik, umhangen mit den bunten Lappen eines krankhaften Dilettantismus, arrogant, blasirt, und in Folge dessen bis zum Exceß ungerecht. Unbarmherzig den Stab brechend über die Muse des Ernstes, wenn sie nicht in Galoppaden, Rythmen und italienischen Honig eingekleidet ist, übt es um so reichere Gnade und Liebe aus, sobald die Muse des Scherzes erscheint. Doch was ist das für ein Scherz? Es ist der, den die Leierkasten in den Straßen zum besten geben, triviales Zeug, das man oft so frech ist, mit den Namen Volksmusik zu schmücken. So lange ich der musikalischen Literatur angehöre, habe ich für die Rechte der Volksmusik gestritten; aber eben deshalb fühle ich mich berufen, gegen die gemeinen Gassenhauer zu protestiren, die uns inden modernen komischen Opern unter jenem Namen geboten werden.

Digitized by Google

Volksmusik! Als wenn sie nicht das heiligste, schönste Banner wäre, unter das sich die Komponisten stellen könnten, als wenn es überhaupt in unserer Zeit in musikalischer Beziehung noch etwas Größeres, wichtigeres geben dürfte! Sowie die Stimme des Volks eine geweihte ist, welche die Elemente des Schönen und Edlen birgt, ebenso ist auch seine Musik geweiht, und ein Komponist, der jene unberücksichtigt lassen will, hört in musikalischer Hinsicht auf, zu sein. Aber so entschieden er auch die Stimme des Volkes hören muß, ebenso entschieden muß er die des Pöbels zurückweisen. Und hier kommen wir auf den wunden Fleck der heutigen Opernkomposition.

Wie ich bereits sagte, ist unser musikalisches Theaterpublikum in einem heruntergekommenen Zustande. Es ist großentheils der krankhafte Theil im Organismus des Volks, welchen wir im Theater antreffen. Das eigentliche Volk giebt in diesem Kunstinstitute selten sein Urtheil ab, schon aus dem einfachen Grunde, weil es fast nie drinnen ist. Die großen Interessen, welche das Volk bewegen, finden in den Opern des Tages kein Echo, deshalb wirft es sich lieber auf den Markt des wirklichen Lebens, als auf den der Bretterwelt, wo die geschminkten Wangen und die falschen Stimmen gleich sein warmes, frisches Blut zu Eis erstarren lassen. Die Kritik also, die im Theater gehandhabt wird, geht nicht vom Volke aus, sondern von der beträchtlichen Anzahl blasirter Menschen, deren abgestumpfte Nerven nur durch die piquantesten Speisen einigermaaßen gereizt, erfrischt werden können. Je näher ich diejenigen kennen ge-

Digitized by Google

lernt habe, welche im Theater das Urtheil beſtimmen, deſto ſchmerzlicher empfand ich oft die Zeichen des Applauſes oder des Ziſchens, die an mein Ohr klangen. Es iſt der Richterſpruch einer durch Genußſucht corrumpirten Menge, die da ſchreit und tobt ohne Sachkenntniß, ohne Wahrheit und Urſprünglichkeit des Gefühls. Und dieſem Richterſpruche unterwerfen ſich die Künſtler! —

Sie müſſen ſich ihm unterwerfen, wollen ſie ihr Talent verwerthen, wollen ſie den materiellen Bedingniſſen des Lebens genügen. Das iſt der Fluch der civiliſirten Geſellſchaft, daß ſie die Geſinnungsloſigkeit herausfordert. Wie mancher Opernkomponiſt ſtrebte in ſeinem Erſtlingswerke nach Wahrheit; aber da er die geſellſchaftlichen Formen nicht kannte, da er nicht wußte, in welcher Art den Menſchen die Wahrheit zugänglich gemacht werden kann, machte ſein Werk fiasco. Muthlos geworden durch die brutale Stimme des Publikums und theilweiſe auch der Kritik, vom Hunger gequält, fängt er an, dem Genius, der in ihm iſt, zu mißtrauen. Er wird beſcheiden, ſehr beſcheiden; das unbedeutende Talent, das von der Maſſe geehrt iſt, wird ihm ein Vorbild — er ſchreibt ein zweites Werk. In dieſem tritt die Idee ſchon klarer, faßlicher, eleganter hervor, jedoch ſie ſpiegelt nur noch ſchwach ſein eigentliches Ich wieder, wohl aber den bunten Flitterſtaat der Geſellſchaft. Wir ſehen nicht mehr den unerfahrnen Kunſtjünger, wir ſehen einen angehenden Weltmann. Die Welt nimmt ihn freundlich auf; denn er zeigt keine feindſeligen Abſichten gegen ſie. Um ihn ganz für ſich zu gewinnen, hätſchelt ſie ihn, und

Digitized by Google

überschüttet ihn mit Gold und Ruhm. Armer Künstler, wie wenig ahnst du, daß du nur das Spielzeug einer abgefeimten Kokette bist, die dich bei Seite wirft, sobald dein Lächeln erschöpft, deine Augen glanzfarblos geworden. Heute allgemein geehrt, bist du morgen vergessen, vergessen mit jenem feinen Lächeln, das so hübsch die Gemeinheit der Seele zu verdecken weiß. Das ist die Geschichte gar vieler moderner Opernkomponisten. Man wundert sich so oft über den Mangel an Originalität, der uns aus den Kunstwerken der Zeit entgegenleuchtet, aber die Civilisation ist die Feindin aller Originalität, und so auch unsere Gesellschaft. Keiner empfindet dies mehr, als der Opernkomponist; denn eben er muß mit der Gesellschaft am meisten verkehren. Statt auf diese zu wirken, sie zu sich zu erheben, betritt er die entgegengesetzte Bahn. Es geht ihm in Wahrheit so, wie dem reich begabten Jünglinge, der in's Leben eintritt, und sein Vermögen, seine Gesundheit an die erste beste Kokette verschwendet. Statt den Diamant, der in seiner Brust ruht, zu schleifen, daß er Allen sichtbar werde, wirft er ihn vor die Säue, die ihn unbarmherzig zertritt, wie einen Kieselstein. Das wiederholt sich täglich. Aber wie wird der Demant geschliffen, so daß er Allen sichtbar ist? wird man fragen. Durch Mancherlei, hauptsächlich aber durch Selbstkritik.

Ein geachteter Kritiker unserer Zeit schrieb mir einmal in Bezug auf einen bekannten Tonsetzer: „Zu einem großen Componisten fehlt ihm Selbstkritik". Das ist ein so wahres Wort, wie es wenige giebt. Nichts Großes, Dauern-

Digitized by Google

des, Wirksames auf dieser Erde ohne Selbstkritik. Sie ist es, die dem Menschen Haltung giebt in den Stürmen des Lebens, die ihn zum Charakter macht. Sie ist der Hebel der Gesinnung, und ohne Gesinnung kein echtes Kunstwerk. Nur, wenn man sich selbst kennt, und zu beurtheilen weiß, kann man Andere erforschen und richten lernen. Nur, wer an sich selbst das Gute vom Schlechten zu sondern weiß, wird sich das Gute der Andern zu Nutze machen können. Und daher ist die Selbstkritik dem Opernkomponisten so nothwendig, der ja besonders auf die Andern, die Masse angewiesen ist. Ich habe mich oft für Accommodation im Gebiete der musikalisch-dramatischen Komposition ausgesprochen, ich habe oft den Vertretern der letzteren zugerufen: „Seid praktisch!" Aber ich setzte immer die Selbstkritik voraus, denn man kann sie nur dann accommodiren, nur dann praktisch sein, wenn man den Organismus des eigenen Ichs bis in die geheimsten Windungen verfolgt hat, wenn man genau die eigenen Kräfte und Fähigkeiten kennt, und diese zu handhaben weiß. Der Opernkomponist, dessen erstes Werk fiasco macht, eben weil es nicht praktisch ist, kann nur dann in seinem zweiten Accommodation und Gesinnung vereinigen, wenn er die Selbstkritik auszuüben und danach zu handeln weiß. Im letzteren Falle wird sein zweites Werk originell und doch verständlich sein, kurz, ein Zeugniß ablegen von dem wesentlichen Bedingniß alles Operncomponirens, von dem Beobachtungsgeist.

Es ist irrthümlich, wenn man meint, daß die Selbstkritik nur in einem reiferen Alter zu erlangen ist, im Gegen-

Digitized by Google

theil, wer sie nicht früh zu üben anfängt, wird später nur Mangelhaftes mit ihr zu Wege bringen. Aber das ist wahr, daß sie selten ist, selten sein muß, weil die Erziehung so wenig für sie thut. Schon im Kindesalter wird der Keim zur späteren Gesinnungslosigkeit gelegt. Und da diese ein so leicht zugängliches Ding ist, sollte der Opernkomponist erst in einem Alter schaffen, wo er fest auf seinen Füßen zu stehen vermag. Ueberhaupt sollte man nicht an eine so schwierige Production, wie die Oper gehen, bevor nicht der Geist und das Herz gereift sind. Die Cultur dieses Feldes der Musik erfordert so viel, daß selbst der Genius sich gehörig entfaltet haben muß, will er eine in allen Theilen genügende Oper zu Stande bringen. Der Opernkomponist muß das Leben kennen, und sich dennoch die Naivität des Herzens zu bewahren wissen, er muß Künstler und Weltmann zugleich sein. Er muß sehr viel wissen, und dennoch Phantasie haben, er muß sich inmitten der Lüge, des Unglaubens bewegen, wie ein Heiliger, dem Glaube und Begeisterung bis in sein spätes Alter begleiten. Der Opernkomponist muß vor allen Dingen den Menschen kennen, er muß seine Tugenden, seine Schwächen, seine Leidenschaften studiert haben, er muß das große Geheimniß besitzen, die Menschen auch dann zu beobachten, wenn sie sich unbeobachtet glauben, und nur dann wird seine Zeichnung der musikalischen Charaktere Wahrheit athmen. Aber mit der Wahrheit allein ist es nicht gethan; sie muß lebendig sein, eindringen in die Herzen der Menschen, und anregen, und das kann sie nur dann, wenn die Kunst sie diktirt hat. Wir haben

Digitized by Google

Schriftſteller, die die Maſchine Menſch mit allen ihren Federn und geheimen Fächern auf's Papier zu werfen wiſſen; aber ihre Zeichnungen laſſen uns kalt, denn ihnen fehlt der dichteriſche Genius, der belebende Hauch des Künſtlers. Daher muß der Opernkomponiſt Beides vereinigen, und das iſt ſo ſchwer, in einer civiliſirten Geſellſchaft faſt unmöglich. Bis jetzt iſt noch Keiner erſtanden, der den eben ausgeſprochenen Bedingniſſen ganz genügt hätte, der Shakeſpeare der Muſik ſoll noch kommen. Gluck, Mozart ſind es nicht; der Eine kannte das Leben zu genau, der Andere zu wenig. Blicken wir auf die Gegenwart. Gar manche Talente treten uns hier entgegen. Da iſt zuerſt Meyerbeer. — Von allen Opernkomponiſten beſitzt er am meiſten Beobachtungsgabe und Wiſſen. Er wäre vielleicht der Meſſias einer neuen Opernmuſik geworden, wenn er nicht Scribe und deſſen Nachahmern in die Hände gefallen wäre. Scribe hat aus dem Künſtler einen Virtuoſen gemacht, und ſo kommt es denn, daß ſich in Meyerbeer und ſeinen Nachfolgern die ſchöpferiſche Seite des modernen Virtuoſenthums ausſpricht. In dem status quo unſerer Opernmuſik gebührt ihm die gewichtigſte Stimme ſchon deshalb, weil ihn die Natur mit einem ſo reichen Fonds künſtleriſchen Stoffes ausgeſtattet, daß dieſer noch immer wieder hervorbricht, trotzdem, daß der Beſitzer der Zeit ſein ganzes Ich geweiht, und ſich der Civiliſation ganz und gar in die Arme geworfen hat. Das Letztere iſt der Grund, warum Meyerbeer's Muſik auf alle urſprünglichen Geiſter einen ſo widerſtrebenden, unangenehmen Eindruck macht, warum ſeine Charaktere ſo ſehr an

Digitized by Google

Mosaikarbeit erinnern. Meyerbeer's Musik ist die höchste Kunstblüthe der Civilisation, es ist die glänzendste Seite des Egoismus, die uns in ihr geboten wird. Deßhalb ist sie auch das Ideal des sogenannten Theaterpublikums. Meyerbeer ist die personificirte Praxis, er ist praktisch für Reich und Arm, Jung und Alt, kurz für alle Höhen und Niederungen unserer Gesellschaft. Und seine Theorie? Es ist die der Civilisation. Die göttlichen Gesetze der Kunst, der wahren Schönheit haben wenig mit ihr zu thun. Dagegen sind die menschlichen gewissenhaft erfüllt. Vom Standpunkt der Sinnlichkeit aus betrachtet, ist Alles schön, aber diese Schönheit wirkt auf ein poetisches Gemüth, wie eine fein geputzte Salondame. Geist, Erfindung, Alles ist da, nur fehlt Poesie, und zwar die echte, die von Gott kommt. Meyerbeer hat auch eine Poesie; aber sie liegt in der Berechnung, wie bei Berlioz, sie geht von den Instrumenten aus, wie bei unsern Bühnenschriftstellern vom Worte. — Meyerbeer ist der Prophet des Aeußerlichen, in ihm kommt die Kunstphase, welche unsere Zeit einschließt, am besten zur Erscheinung. Er ist in Bezug auf dramatische Komposition die höchste Potenz in der allgemeinen Impotenz, der Vornehmste auf dem Kirchhofe der heutigen, musikalischen Welt. Denn die Kunstpause, in welcher wir uns befinden, ist ein solcher Kirchhof, und der ungeheure Musiklärm, der namentlich in der Gegenwart gemacht wird, ist mit wenigen Ausnahmen nichts, als das Geklapper der Todtengerippe. Zerfallen diese in Staub, so werden sie, wie aller Staub, dazu dienen, die Erde zu verjüngen.

Digitized by Google

Ich nenne nicht die Nachfolger Meyerbeer's, sie folgen eben nach, ohne Aussicht, ihren Meister zu erreichen. Hätte Richard Wagner mehr künstlerischen Stoff, mehr musikalisches Wissen, so würde er vielleicht seinem Protector am nächsten kommen. — Nur diejenigen Namen, die eine besondere Richtung umfassen, können hier zur Sprache kommen.

Nach Meyerbeer tritt uns zunächst Auber entgegen. — Dies ist unstreitig der nationalste Opernkomponist unserer Zeit, der Schöpfer der französischen großen Oper, und in neuester Zeit im Verein mit Scribe der des musikalischen Lustspiels. In der Auberschen Musik treten uns alle Tugenden, alle Schwächen der französischen Nation entgegen, ja, man kann sagen, daß sich in ihr die Geschichte dieser Nation während der letzten 16 Jahre wiederspiegelt. „Die Stumme von Portici" und die neueste komische Oper, 1830 und die Geldaristokratie, die Herrschaft des Materialismus mit ihren nur die Sinne befriedigenden Genüssen. Auber schrieb die Partitur der „Stumme von Portici" unter der Restauration. Er gehörte zur Opposition. Die Opposition von damals ist an's Ruder gekommen, wie natürlich, daß Auber komische Opern schreibt; denn was kümmert den Besitzenden der Ernst des Lebens, der Kummer des Besitzlosen. O der Auber, der die „Stumme" dichtete, ist ein ganz Anderer, als der, welcher z. B. die „Sirene" komponirte. Gar viele Leute, welche im Jahre 1830 den Vornehmen und Reichen die Fenster einwarfen, blicken, reich besternt, umgeben von einem Troß Lakaien, aus

denſelben Fenſtern herab auf das Volk, das ſo unverſchämt iſt, eſſen zu wollen. Aus dem Revolutionair iſt ein habitué der Salons des Faubourg St. Germain geworden, ein gar feiner, lieber Herr, dem die Nobleſſe angeboren zu ſein ſcheint, und dem man bald anmerkt, daß es ihm mit ſeiner „Stumme von Portici" nicht Ernſt war. — Aber man nimmt ihm das nicht übel, ſo wenig man den Franzoſen die Frivolität von 1830 übel nehmen kann. Er iſt ſo liebenswürdig kokett, ſo wohlwollend, ſo graziös, er hat ſo feine Manieren, ſo viele Tournüre, er iſt ſo durch und durch Franzoſe, lebhaft, ſpirituell, nur im Momente empfindend und denkend, großmüthig, chevaleresk, daß man Tiefe und Geſinnung für einen Augenblick vergißt, und ſich gern mit dem lieben, alten Herrn unterhält. In der That, die Auberſche Muſik iſt eine der angenehmſten Unterhaltungen, die uns in dem modernen Theater geboten werden. Trotz des vorgerückten Alters und der Productivität dieſes Komponiſten, hat er ſich eine gewiſſe Friſche bewahrt, um den ihn gar viele, bei Weitem jüngere Collegen beneiden könnten. Auber iſt ſelbſt jetzt noch an einzelnen Stellen originell, immer elegant in ſeinen Wendungen, und, was die Hauptſache iſt, faſt durchgehends wahr. Seine Ideen ſind nicht tief, nicht weit ausholend, aber auch nicht bei den Haaren herbeigezogen. Wir werden ſelten etwas Gezwungenes, Gemachtes in der Auberſchen Muſik finden, daher die große Anziehungskraft, die ſie noch immer ausübt. Der Meiſter lügt nicht abſichtlich, ſondern, wie wir's mehr oder weniger Alle thun, konventionell. Er berechnet den Effekt nicht,

Digitized by Google

der Effekt kommt von selbst, ein Beweis seiner außerordentlichen Begabung. Wird man sich noch wundern, daß dieser Mann am Ende seines Lebens nur komische Opern schreibt? Gewiß nicht. Ein echter Franzose erwartet den Tod mit einem bon mot, und Auber ist ein echter Franzose. Dem Grabe nahe, sucht er noch zu genießen, Andere wie sich selbst zu erheitern. Daß es ihm vortrefflich gelingt, muß seine jüngeren Genossen beschämen. Es steckt ein philosophischer Geist in diesem Komponisten, die poetische Seite, die harmlosere Natur Voltaire's, wenn man will. Schon oft ist ihm der Vorwurf gemacht worden, nur eine „Stumme von Portici", nur eine wahrhaft *große* Oper geschrieben zu haben. Aber man verkennt damit die eigentliche Natur Auber's. Er hatte von jeher nur das Zeug für die komische Oper. Seine „Stumme" ist der Blitzstrahl, der im französischen Volke ruht, Auber war nur dazu berufen, diesen Blitzstrahl auf ein musikalisches Gebiet zu leiten, und damit zugleich die französische große Oper anzubahnen. Deshalb sehen wir ihn, als er's gethan hat, gar bald zu seinem Lieblingsthema zurückkehren. Später componirte er nur mit Widerstreben für die academie royale, er fühlte sich nicht mehr heimisch in den großen Räumen, er fühlte, daß der nationale Geist aus diesen verschwunden war. Deßhalb zog er sich in seine liebe opera comique zurück, wo er ganz Franzose sein kann. Nach ihm hat das Institut der großen Oper keinen wahrhaft *französischen* Komponisten wieder aufgenommen, nach ihm kam die Herrschaft der Ausländer Meyerbeer, Halevy, Donizetti. Und so mächtig diese Herr-

Digitized by Google

schaft auch ist, namentlich die Meyerbeer's, das eigentliche französische Volk erkennt sie nicht an, eine einzige Melodie Auber's weckt in ihm mehr Sympathieen, als der ganze „Robert der Teufel". Drum ist Auber auch der populairste Komponist in Frankreich, und sein Name muß noch einmal aufleben, wenn das Volk zum dritten Male seine Stimme erheben wird. Vielleicht, daß dann das Flußbett der französischen große Oper für immer eröffnet sehen *).

Eine dritte Richtung im Gebiete der modernen Opernmusik ist die italienische. Auch sie ist im Ersterben begriffen. Wenden wir uns gleich zu dem vorzüglichsten Repräsentanten derselben, zu Donizetti. So mächtig der Einfluß dieses Komponisten noch vor Kurzem gewesen ist, derselbe wird auf die Gestaltung der zukünftigen Oper doch nur in einer Beziehung von Gewicht sein. Diese Beziehung ist die Form. Das Haupträthsel der Anziehungskraft Donizettischer, wie aller italienischen Opernmusik liegt in der Form. Die letztere hat ein Grundgesetz, das sich im Verlauf der Zeiten als außerordentlich praktisch bewährt hat. Dasselbe besteht nämlich darin, jedes Opernmotiv so oft wie möglich erklingen zu lassen. Es ist ein Erfahrungssatz, daß der

*) So eben trifft die Nachricht ein, daß Auber an einer großen Oper „Kosciusko" arbeitet, mit welcher er sein Leben beschließen will. Ist dies der Uhuruf einer neuen Phase im Leben der französischen Nation? Wäre ich Louis Philipp, so würde ich dieser Nachricht größere Wichtigkeit beilegen, als einem Zeitungsartikel Thiers', oder einer Bauernverschwörung in Gallizien. —

Digitized by Google

Komponiſt ſchon zur Hälfte reuſſirt, welcher ſeine Muſik oft hören laſſen kann. Dies wiſſen die Italiener, deshalb muß das Motiv einer Arie fünf-, ſechsmal herhalten, ja, zwei-, dreimal in veränderter Geſtalt auftauchen. Auf dieſe Weiſe eignet ſich die Maſſe nach und nach das Motiv an, und das iſt's, wonach alle Komponiſten ſtreben ſollten. Ich bin der Meinung, daß ſelbſt unſere deutſchen Opernkomponiſten hier den Fingerzeig finden, populair zu ſchreiben. Warum ließe ſich nicht die italieniſche Opernform mit der deutſchen Richtung, zu charakteriſiren vereinigen? Und da die Melodien der Deutſchen an innerem Gehalt die der Italiener weit überragen, ſo möchte dies um ſo mehr ein Grund ſein, das oben angedeutete Verfahren zu befolgen. — Ein anderes Geſetz der Italiener, das ebenfalls vortreffliche Wirkungen hervorruft, iſt die Regierung des Effekts, nicht bloß in den größeren Enſembleſtücken, ſondern in jeder einzelnen Nummer. Unter den Neueren wird dieſes Geſetz vorzüglich von Donizetti mit theilweiſe ſehr glücklichem Erfolge beachtet. Ich erinnere nur an das Finale des erſten Akts in „Lucrezia Borgia", des zweiten Akts in „Lucia". Das ſind Meiſterſtücke der modernen, italieniſchen Opernmuſik, und ſollten namentlich von unſern deutſchen Komponiſten etwas mehr berückſichtigt werden. Donizitti iſt ein ausgezeichneter Reutinier, und eben deshalb zum Studium für Andere ſehr geeignet. — Ein drittes Geſetz der italieniſchen Opernmuſik iſt, in den Chören das melodiſche Element vorwalten zu laſſen. Die genaue Befolgung deſſelben iſt von dem größten Einfluſſe auf die Dauerhaftigkeit des Erfolgs einer Oper. Je

Digitized by Google

mehr und beſſere Chöre einer Oper enthält, deſto unvergänglicher wird ſie ſein, deſto lebendiger wird ſie auf die Maſſe wirken. Die Arie, Cavatine gehört der Zeit an, in welcher ſie componirt wird, die Enſembles, die Chöre gehen über dieſer Zeit hinaus. Daher wird eine Oper, die nur wenige oder mangelhafte Chöre enthält, aber deſto mehr und gelungene Einzelſachen, ein Ding der Mode, die gerade ſo lange dauert, bis eine andere Erſcheinung, ſei ſie beſſer oder ſchlechter, auftaucht. Deshalb können auch die Flotowſchen Opern nur auf einen momentanen Erfolg rechnen, auf den ſogenannten Erfolg der Saiſon; iſt dieſe vorüber, ſo iſt die Oper vergeſſen. Von allen Belliniſchen Opern erhält ſich „Norma" fortwährend auf dem Repertoire. Warum? Weil ſie die eindringlichſten Chöre enthält. Donizettiſche Opern, wie „Lucia", „Lucrezia Borgia", würden ſchon längſt vom Repertoire verſchwunden ſein, wenn ſie nicht ſo vortreffliche Enſembleſtücken nachwieſen. Die Chöre bilden gleichſam das Herz einer Oper; wo ſie fehlen, fehlt das Leben. Daher tritt uns in den ſogenannten Romanzen-Opern eine gewiſſe Monotonie entgegen, die trotz der piquanteſten Melodien langweilt. Daß ſie in der Jetztzeit einen Augenblick die Oberhand zu behalten vermag, iſt ein trauriger Beweis von dem krankhaften Organismus des modernen Theaterpublikums. —

Von allen neueren, italieniſchen Opernkomponiſten wendet Verdi den Chören die meiſte Aufmerkſamkeit zu. Sein „Nabucio" ſcheint auf eine neue Bahn im italieniſchen Opernweſen hinzudeuten. Die Chöre treten in dieſer Oper

Digitized by Google

weit kräftiger, aktiver auf, als es ſonſt zu geſchehen pflegt, die Maſſe fängt an, lebendig zu werden. Sie will nicht mehr Maſchine ſein, die bald traurige, bald luſtige Töne von ſich giebt, je nachdem der Höhere geſtimmt iſt, in deſſen Hand ſie ſich befindet, ſie will ſelbſtſtändig auftreten, handeln. Hier ſtoßen wir auf das Hauptelement der zukünftigen Oper. — In dem ſocialen Leben der Gegenwart ſucht man ſoviel wie möglich aus der iſolirten Stellung herauszutreten, weil man nach und nach erkennt, daß ein Geſammthandeln vortheilhafter iſt, man ſucht ſich zu aſſociren. Dieſe Neigung muß natürlich dort, wo der wirklichen Welt ein Spiegel vorgehalten iſt, wieder auftauchen. Sie muß uns alſo vornehmlich im dramatiſchen Kunſtgebiete entgegentreten. Auf keinem Felde des letzteren kann dies mit größerem Erfolge geſchehen, als auf dem der Oper; denn der Chor, der Repräſentant der Maſſe, iſt ein weſentliches Element dieſer Kunſtform. Aber dieſe Maſſe hat bisher im Allgemeinen eine höchſt unwürdige Rolle geſpielt. Das Bewußtſein ihrer Kraft, ihrer Würde, ihrer Rechte ſchlummerte noch, als es im wirklichen Leben ſchon längſt aufgeblüht war, und Früchte getragen hatte. Und ob ſich auch das Volksbewußtſein mehr und mehr entwickelt hat, in der Oper ſcheint es kaum zu keimen. Wir werden noch immer mit den Liebesſchmerzen und Freuden einzelner Individuen gequält, es ſind noch immer die kleinlichſten Seiten der menſchlichen Natur, die ſich uns in der Oper zeigen. Was ſchon längſt im gewöhnlichen Leben, in den Büchern abgethan iſt, das tiſcht uns die Oper noch fortwährend auf. Um ſo

Digitized by Google

mehr ist es gebieterische Nothwendigkeit, sie mit dem Leben zu vermitteln. Und dies kann hauptsächlich dadurch geschehen, daß man dem Chor und den Ensemblestücken das Uebergewicht ertheilt, demnach also einen Text wählt, der die Sympathien des Volkes hervorzurufen vermag. Dies hat namentlich die vierte Richtung im Gebiete der modernen Opernmusik, die deutsche, zu berücksichtigen. —

Ueberblicken wir die Repertoire sämmtlicher deutscher Bühnen, so finden wir, daß die meisten Opern, welche in denselben figuriren, fremdländischen Ursprungs sind. Meyerbeer, Bellini; Donizetti, Auber, Halevy bleiben noch immer die Hauptmatadors für alle Theaterdirektoren, und so auch für die deutschen. In neuester Zeit stellen sich öfterer, denn sonst neben diese Namen noch andere, einheimische. Man hat dies mit Freuden aufgenommen. Allerdings kann man sich dessen freuen, aber nur für die Zukunft; denn die Gegenwart hat noch immer kein genügendes Resultat geliefert. Von allen deutschen Opern, die in neuester Zeit auf's Repertoire gebracht worden sind, hat keine einen einigermaßen dauernden Erfolg gehabt. Bis jetzt soll der deutsche Opernkomponist noch kommen, dessen Werk ein Ereigniß für's deutsche Volk genannt werden kann. Wenn dies betrübend ist, so tritt uns doch noch eine weit trostlosere Wahrheit entgegen, wenn wir die Mehrzahl der sogenannten deutschen Opern durchgehen. Wir kommen dann zu derselben Erkenntniß, die uns aus allen literarischen wie künstlerischen Bestrebungen der Deutschen, ja, aus unserm geselligen Verkehr, aus unserm ganzen Sein und Thun ent-

Digitized by Google

gegenleuchtet, es ist die traurige Erkenntniß, daß wir nichts, als nachahmen können, daß unsere Opern ein Gemisch von italienischer, französischer und eigener Manier genannt werden müssen. Sowie die deutschen Original-Lustspiele der neuesten Zeit nichts als Versuche sind, französisch zu scheinen, sowie man in ihnen dahin strebt, alle Eigenthümlichkeiten, Vorzüge und Schwächen der französischen Autoren nachzuahmen, so geht es auch mit den deutschen Opern, nur daß in diesen mehrere Elemente vorwalten. Bald stoßen wir auf Meyerbeer, bald auf Bellini, bald auf Auber, bald auf Weber, selten auf eigenes männliches Wesen. Und ist letzteres da, so tritt es so unbeholfen oder so bescheiden auf, daß es spurlos vorübergeht. Man wird mir eingestehen, daß in dieser Hinsicht das Originale unserer literarisch-, wie musikalisch-dramatischen Literatur nicht viel sagen will; und daß es so ziemlich gleich ist, ob eine Uebersetzung „aus dem französischen" oder ein Original-Lustspiel, ob eine Bellinische, Aubersche oder eine sogenannte deutsche Oper gegeben wird. Ja, man kann wohl dreist behaupten, daß es doch noch besser ist, Uebersetzungen und fremde Opern vorzuführen, als einheimische Kompositionen, die sich auf fremden Gebiete nur versuchen. — Blicken wir jetzt auf die wenigen Ausnahmen, so tritt uns vor allen Dingen das Zuwenig dessen entgegen, was wir auf der andern Seite als zuviel anerkennen müssen. Wir stoßen auf ein starres Festhalten an, einmal durch die Zeit geheiligten Prinzipien, auf trockenes Philisterthum oder vorschwimmende Sentimentalität, kurz, auf ein gänzlich unpraktisches Wesen. Das Eigenste der Deut-

Digitized by Google

ſchen taucht vor uns auf das Unpraktiſche, und es tritt uns zu allererſt in dem mangelhaften Text entgegen. Nehmen wir zwei der genannteſten, deutſchen Opernkomponiſten, Marſchner und Spohr. Beide haben im Verlauf eines Jahres nach längerem Schweigen von der Bühne herab wieder zum Publikum geſprochen; aber, was ſie ſagten, fand wenig Anklang; denn unſer Publikum iſt über Kloſter- und Rittergeſchichten doch ſo ziemlich hinaus. Solche Texte, wie die der Opern „Adolph von Naſſau" und „die Kreuzfahrer" können unmöglich das Volk lebendig machen, und auch die Komponiſten nicht begeiſtern. — Soll in die künſtleriſchen Kompoſitionen der Deutſchen wieder Haltung und Charakter kommen, ſo müſſen Stoffe gewählt werden, die nicht bloß weſentlich deutſche ſind, ſondern in denen ſich auch die Wünſche, Hoffnungen und Rechte der Nation wiederſpiegeln, in denen die letztere gleichſam vertreten iſt. Der Operntext muß nicht mehr der Tummelplatz für Unſinn und Trivialität, ſondern für die Mahnung der heiligſten Intereſſen, und zwar der Volksintereſſen ſein. Die Maſſe, der Chor, muß nicht mehr als ein willenloſes Werkzeug, als eine Art Lakaiennatur erſcheinen, die ſich glücklich fühlt, wenn ſie die Worte ihres Gebieters auffangen und wiederkauen kann; ſondern als eine ſelbſtſtändige Macht, intelligent und beſeelt von erhabenen Gefühlen. Stellt einen ſolchen Text hin, und kleidet ihn in Töne ein, die das Volk verſteht, die an ſein Herz greifen, und daſſelbe erbeben machen vor Freude oder Schmerz, ſtrebt vor Allem nach Klarheit und Wahrheit, und benutzt dazu die praktiſche Art der Fremden,

Digitized by Google

ohne an dem eigenen Gehalte etwas wegzugeben, dann werdet ihr eine Nationaloper haben, auf die das deutsche Volk schwören kann, wie auf seine Bibel; ein Gebet für Groß und Klein, Arm und Reich, eine Macht gegen fremde wie eigene Willkühr. Dann braucht ihr nicht zu den Franzosen zu gehn, wenn ihr euch begeistern, nicht zu den Italienern, wenn ihr schwärmen wollt, dann hört ihr auf, gutmüthige Narren fremder Nationen zu sein, dann erfüllt ihr endlich einmal die Bestimmung von Männern auf dieser Erde. —

Diese Nationaloper steht noch in weiter Aussicht. Der Gährungsprozeß, den wir Modernen durchmachen, kann sie auch wohl nur vorbereiten. Gesinnung, Charakter, echte Kunst, die wesentlichen Elemente derselben, können ja überhaupt nur in einer Zeit zur Geltung gelangen, in welcher der verheerende Einfluß der Civilisation ein Gegengewicht hervorgerufen hat, groß genug, jenen in Schranken zu halten. Und diese Zeit muß noch fern sein, weil noch so unendlich viel zu thun ist. Es gilt ja vor allen Dingen, ein ganzes Volk einig zu machen, zuerst in socialer und politischer, dann in künstlerischer Beziehung. So lange ein Opernkomponist befürchten muß, daß in der einen Stadt sein Werk außerordentlich gefällt, während es in einer andern fiasco macht, kann von einer Nationaloper nicht die Rede sein. Während in Frankreich und England der Autor eines Werkes nur einmal die Feuerprobe zu bestehen hat, muß er sie in Deutschland zwanzig bis dreißig Male durchmachen. In Berlin läßt man einen Künstler hochleben, in Wien drückt man ihn in den Staub. Jede Residenz, jede

Digitized by Google

Handelsstadt, jeder Flecken, jedes Dorf hat sein eigenes Urtheil, an dem es festhält, wie der Blinde an seinem Stabe. So tritt uns auf dem Gebiete der Kunst in Deutschland derselbe Wirrwarr entgegen, den wir auf dem der Politik und des socialen Lebens antreffen. Und leider geht man in diesem Wirrwarr nicht einmal ehrlich zu Werke. Es sind nicht die heiligen Interessen der Kunst, um derenwillen man ein Urtheil abgiebt, und daran so festhält, sondern vielmehr Neid, Mißtrauen, kleinliche Eitelkeit. Man gebehrdet sich oft wie die Kinder, die eigensinnig Recht haben wollen, weil sie ihr Unrecht nicht eingestehen mögen. Wird in einer Stadt ein Talent proklamirt, so sind zwanzig andere Städtchen und Städte sogleich bei der Hand, dasselbe herunterzusetzen, bloß, weil sie's nicht zuerst entdeckt haben, oder weil's nicht bei ihnen aufgetaucht ist. Dies erweis't zur Genüge, welche unedle Stoffe in demjenigen Theil unsers Volkes ruhen, welcher sich an künstlerischen Productionen zu betheiligen sucht. Diese unedlen Stoffe nun auszuscheiden, und dafür gesunde, kräftige an die Stelle zu setzen, wäre der erste Schritt zur Erlangung nachhaltigerer Productionen im Gebiete der Kunst, und so auch in Bezug auf die Opernkomposition. Man bringe erst Gesinnung in die Richter, dann werden die zu richtenden auch schon nach edlerem Ziele streben. Man mache die ersteren unbestechlich, dann werden die letzteren nicht so keck mit ihrer Lüge hervortreten. Wie kann dies aber bewirkt werden? Hauptsächlich durch die Kritik. —

Es möchte einmal an der Zeit sein, über die Kunstkri-

Digitized by Google

tik, und namentlich die des Theaters ein ernstes Wort zu sagen. Wohin ist die mit wenigen Ausnahmen gerathen? Mit tiefem Schmerze schreibe ich es nieder, in die Hände der Unwissenheit, der Rohheit, Gemeinheit und Charakterlosigkeit. Dies ist leider eine Thatsache, die schon in den Gemüthern von Jung und Alt, Reich und Arm feste Wurzeln geschlagen hat, so daß sie als etwas sich von selbst Verstehendes erscheint. Wie oft habe ich junge dramatische Sängerinnen ausrufen hören: „Mit der Kritik wollen wir schon fertig werden!" Noch neulich meinte ein siebzehnjähriges Mädchen, das sich der Bühne widmen will, es bedürfe nur etwas Liebenswürdigkeit, nur etwas Geld, um die lobendste Kritik von der Welt zu erlangen. In Paris sagte mir einmal eine hübsche, geist-, aber eben nicht talentreiche Schauspielerin: Il ne faut que de la toilette, pour que le public oublie le reste. — Leider stehen diese Ansichten nicht vereinzelt da, sie werden dem Kunstjünger gleichsam eingeimpft. Sie sind ein Theil des Katechismus, mit dem er die Bühne betritt. Und nun, was entsteht daraus? Die Heiligkeit der Bühne wird auf eine schändliche Weise entwürdigt, der Tempel der Kunst wird zu einem Augiasstall umgewandelt, wo die Talentlosigkeit und persönliche Eitelkeit ungehindert, unbestraft ihr freches Spiel treiben können. Nach und nach verschwindet der echte künstlerische Sinn von den Brettern und wir sehen nur noch die Larven, hübsche Puppen, hohlköpfige Menschen, welche ihm Gemeinheit der Seele, Frivolität und Talentlosigkeit durch eine genaue Kenntniß und Befolgung der neuesten Mode, oder durch eine

Digitized by Google

Huldigung der Anſichten des Pöbels unter den Zuſchauern gut zu machen glauben. Wir ſind leider ſchon auf dem beſten Wege, die künſtleriſche Bildung und Nobleſſe, Zartgefühl und Großherzigkeit, kurz, den reinen Adel der Seele, welchen die echte Kunſt mit ſich bringt, auf den Brettern ausſterben zu laſſen. Schon oft habe ich mein Geſicht mit Indignation und tiefem Schmerz weggewandt, wenn ich in die geheimen Fäden und Wendungen des heutigen Bühnenlebens hineinblickte, wenn alle die Schatten des kraſſeſten Egoismus, der lächerlichſten Arroganz, des Schauer erregenden Mangels einer höheren Bildung heraufſtiegen, und das Bischen künſtleriſche Licht, welches die heutige Bühne darbietet, verſcheuchten. Wahrlich, man muß ſich oft mit Ekel und Scheu zurückziehen, wenn man den Flitterſtaat auf den Brettern etwas näher in Augenſchein nimmt. Das glitzert und ſchimmert ſo prächtig in der Ferne, das blickt ſo fahl, ſo todt und widrig in der Nähe. „Die Welt glaubt einmal nicht mehr an Edelmuth, ſagt ein moderner Schauſpieler, der zugleich Schriftſteller iſt, und unſere Zeit iſt leider ſo verderbt, daß ſelbſt die edelſten Geiſter eine rein menſchliche That, die nicht dem Egoismus entſprungen iſt, für eine Unmöglichkeit erklären *)." — Kein Bühnenkünſtler unſerer Zeit vermuthet in dem erſten Augenblick, wo er einen Tadel über ſich lieſ't, Ehrlichkeit und Wahrheit. Es muß irgend ein Motiv perſönlicher Abneigung, Unwiſſenheit, Malice geweſen ſein, das den Tadel hervorrief. Man

*) Baiſon in ſeinem Luſtſpiel „die öffentliche Meinung".

Digitized by Google

glaubt so wenig an die Gesinnung eines Andern, wie man an die eigene glaubt. Und woher das? Weil einerseits die persönliche Eitelkeit beim Bühnenkünstler so ausgebildet ist, daß sie jede unbefangene Erkenntniß zu nichte macht, und dann, weil jenem fast nie Gelegenheit geboten wird, eine ehrenhafte Kritik kennen zu lernen. Es ist leider nur zu wahr, die Lüge ist so sehr in's Fleisch und Blut der Menschen gedrungen, daß sie die Wahrheit gar nicht mehr erkennen, wenn sie auftritt. Letztere erscheint wie ein Ausländer, deren fremde Tracht und Sitten man verspottet. Die Civilisation hat es dahin gebracht, daß die Menschen die Wahrheit in's Irrenhaus schleppen, aus Furcht, sie möchte Böses stiften. Jedes Land weis't davon Beispiele auf, jedes Land hat seine Märtyrer der Wahrheit. Es darf also nicht Wunder nehmen, daß die gesinnungsvolle Kritik eine seltene Pflanze in dem Boden unserer Gesellschaft ist, sowohl in politischer, literarischer, als künstlerischer Hinsicht. Und eben, weil sie so selten ist, ist all' das Unheil, dessen ich bisher gedachte, nicht bloß in dem Gebiete der dramatischen, sondern aller Kunst ausgebrochen. Die Kritik hat das Publikum nach und nach auf jene Stufe gebracht, wo es nur der rein materialistischen Seite der Kunst huldigt, sie hat die Künstler zu Sklaven ihrer persönlichen Eitelkeit gemacht, und das Theater zu einem Institute gestempelt, das keinen andern Zweck hat, als dem gemeinen Sinnenkitzel auf eine anständige Weise zu genügen.

Wohl zu keiner Zeit ist der erhabene Stand des Kritikers so verkannt, so entwürdigt, als eben jetzt. Nur We-

nigen ſcheint die Heiligkeit des Berufs einzuleuchten, nur Wenige ſcheinen die hohen Anforderungen zu kennen, welche an den Kunſtrichter geſtellt werden. Ich kenne nichts Schöneres, Größeres, als den Stand des Kritikers, aber auch zugleich nichts Schwierigeres, namentlich für die Gegenwart. So erhaben und edel es iſt, in einer Zeit, wo Alles lügt, die Wahrheit zu ſagen, eben ſo ſchwierig iſt es. Denn nicht nur, daß das ausgebildetſte Wiſſen, angebornes Beurtheilungstalent, und wiederum die Begabung, das Urtheil auf eine ſchöne und zugleich praktiſche Weiſe geltend zu machen, Menſchen- und Weltkenntniß, und zuletzt als das Weſentlichſte, Geſinnung zu einem Kunſtrichter erforderlich ſind, ſondern auch Muth und Verzichtleiſtung auf Anerkennung, Ruhm, auf beſeeligende Ruhepunkte in dem Chaos des Lebens. Wenn ſchon das Daſein eines jeden civiliſirten Menſchen den Kampf bedingt, ſo muß derjenige noch weit mehr kämpfen, der dem Egoismus, der Geſinnungsloſigkeit, alſo den weſentlichen Elementen der Civiliſation, die Stirn bietet, der für Wahrheit und Schönheit, für Gerechtigkeit und Freiheit ſein ganzes Ich in die Schanze ſchlägt. O es iſt ein ſchweres Kreuz, das ſich der Kritiker in unſerer Zeit auflabet! Aber wehe dem, der davor zurückbeben wollte — der hätte ſicherlich keinen Beruf. Das Kreuz muß getragen werden, mögen Feigheit, Rohheit und Unwiſſenheit darüber ſpotten. Der Märtyrer der Wahrheit zu ſein, iſt ſchön, und wohl werth, mit den Freuden dieſer Erde, ſelbſt mit dem Leben eingelöſ't zu werden. —

So lange wir keine tüchtige, geſinnungsvolle Kunſtkri-

Digitized by Google

tik beſitzen, wird die Kunſt im Theater nur in einem getrübten Lichte erſcheinen können, wird man in Bezug auf die Oper die Stimme, die Kleider, die Figur nach wie vor als die gangbarſte Münze anerkennen. Möchte man dies doch recht bald einſehen lernen, möchte man doch endlich erkennen, daß bei dem progreſſiven Fortſchreiten einer Kritik, wie ſie jetzt gehandhabt wird, die Theater, die Kunſtanſtalten überhaupt in einem nicht gar langen Zeitraum geſchloſſen werden müſſen. Denn eine Zeit muß eintreffen, wo das Publikum nur noch das Unmögliche fordern kann, und zwar dasjenige, welches über die Grenzlinie hinausgeht, die der Ausbildung der Sinnlichkeit ohne geiſtigen Anhaltspunkt gezogen iſt. Die echte Kunſt hat kein Ende, aber diejenige, welche ſich nur in Aeußerlichkeiten bewegt, kommt endlich auf einen Punkt an, wo ſie zuſammenſtürzen muß, weil die weiten Dimenſionen durch nichts Inneres, durch keinen Kern gehalten und geſtützt werden. Darum rufe ich ernſtlich die edelſten, geiſtigen Kräfte an, ſich zu einem ſtarken Bunde zu vereinigen, um die Kunſtkritik in ihrer Reinheit und Erhabenheit wieder herzuſtellen. Es iſt der hauptſächlichſte Weg, die Kunſt zu fördern, die Künſtler zu adeln, die Maſſe zu läutern und einen mächtigen Damm gegen die verderblichen Uebergriffe der Civiliſation zu bilden! —

Digitized by Google

VI.

Schlußwort.

Es scheint mir nöthig, noch einmal den Inhalt dieser Arbeit in gedrängter Kürze durchzugehn, damit der Leser um so besser urtheilen kann, ob in ihr das erreicht ist, was ich mit ihr bezweckte.

Die Civilisation ist die natürliche Gegnerin aller Kunst, weil sie die Naivität untergräbt, und diese die Quelle aller Kunst ausmacht. Die Civilisation verhindert demnach also auch, daß die Kunst dasjenige ist, was sie ihrem Wesen, ihrer Bestimmung nach sein soll — eine Wohlthat für die Menschheit. Diese Wohlthat stellt sich um so nothwendiger heraus, je größer das Elend ist, in welches die Menschen durch die Civilisation gesunken sind. Dieses Elend findet sich am stärksten in den arbeitenden Klassen ausgeprägt. Sie sind es, welche die Civilisation am stärksten drückt. Wollen wir also das Gebäude der modernen Gesellschaft nieder-

Digitized by Google

reißen, so müssen wir in jenem Theile desselben anfangen, den die arbeitenden Klassen bewohnen. Geschieht dies in der Art, die von den neueren Socialisten vorgeschlagen, d. h. verbessern wir die materielle Lage der Arbeiter, damit sie Muth und Kraft bekommen, aus den Höhlen des Jammers hervorzukriechen, um gleiches Loos mit denen zu theilen, die da gut wohnen, gut essen, gut trinken, gut leben, weil sie gut arbeiten? — Gewiß ist dies eine vortreffliche Art der Reform, aber nur dann, wenn die Arbeiter ihrer mit Würde und Ernst, als Menschen in der heiligsten Bedeutung des Worts, theilhaftig werden können. Dies kann aber nicht sein, und zwar aus folgenden Gründen:

Wenn der Arbeiter sein Tagewerk vollbracht hat, so bleibt ihm nur Eins — die Funktion des Genießens. In Folge unserer gesellschaftlichen Institutionen kann überhaupt der Arbeiter nur zwei Dinge vollbringen — arbeiten und genießen. Beides geschieht in der Regel ohne geistige Regsamkeit, gleich einer Maschine. Eine plötzliche, materielle Verbesserung würde diese Maschine auseinandersprengen, die dem Arbeiter gebliebene Funktion des Genießens würde ausarten — die Reform hätte nur dazu beigetragen, aus Halbmenschen völlige Thiere zu machen. Um dies zu verhindern und zugleich zu bewerkstelligen, daß die vorgeschlagene Organisation der Arbeit auf einen günstigen Boden falle, bedarf es nur Eins. Man muß die Funktion des Genießens veredeln. Wie geschieht das am besten? Durch die Kunst, und zwar durch die verständlichste, zugänglichste, populärste, die Musik. — Die Musik stärkt und erhebt, sie bereitet den

Digitized by Google

Menſchen auf das Beſſere, Höhere vor, ſie muß auch die Arbeiter auf ihre Emancipation vorbereiten. Das einfachſte muſikaliſche Mittel iſt die Volksliedertafel. Sie muß alſo überall, wo Arbeiter ſind, auf dem Lande, unter den Bauern, in den Fabriken, eingeführt werden. Hiedurch wäre der Anfang zu einer Realiſirung jener ſchönen Idee „die Kunſt muß eine Wohlthat für die Menſchheit ſein" gemacht, aber auch nur der Anfang; denn die bedeutendſten Schöpfungen würden ſelbſt dann der Mehrzahl ein Räthſel ſein, wenn ſie dieſer zugänglich wären. Warum? Weil ſie keine populaire Baſis haben. — Die Kunſt kann nur dann eine Wohlthat für die ganze Menſchheit ſein, wenn ſie populair gehalten iſt. Wann iſt ſie populair? Wenn ſie den Gedanken der Natur ſo an's Tageslicht zieht, daß ihn die größte Intelligenz, wie auch die keuſcheſte Unwiſſenheit zu leſen vermag, und zwar mit gleichem Intereſſe, mit gleicher Freude. Wie iſt dies möglich? Am leichteſten dadurch, daß wir Alles wegräumen, was ſich im Laufe der Jahrtauſende durch verkehrte Inſtitutionen um die Natur gelagert hat, daß wir wieder urſprünglich zu werden, kurz, daß wir uns den verderblichen Einflüſſen der Civiliſation zu entziehen ſuchen. Dies kann jedoch nur in einer Zeit realiſirt werden, die noch ſehr fern iſt, indem wir zum Einreißen der beſtehenden Inſtitutionen eben ſehr vieler Zeit bedürfen. Ich habe gezeigt, daß zur Erlangung des letzteren Zwecks die Muſik ſehr geeignet iſt, daß ſie mir berufen erſcheint, jenen großen Moment vorzubereiten, wo die Kunſt eine Wohlthat für die ganze Menſchheit genannt werden

Digitized by Google

kann. Hieraus ergiebt ſich, daß uns die Entwickelung und Populariſirung der Muſik ganz beſonders am Herzen liegen muß. Was für dieſe Populariſirung bereits geſchehen und was noch zu thun iſt, das habe ich an der Straßen- und Tanz-, an der Militair- und Kirchenmuſik, und zuletzt an der Oper nachzuweiſen geſucht. Als Reſultat dieſer Unterſuchungen hat ſich herausgeſtellt, daß das wirklich allſeitig Populaire in der Muſik in quantitativer wie qualitativer Hinſicht nur gering iſt. Auch hier hat ſich wiederum beſtätigt, was ich ſchon oft geäußert habe, daß die eine Hälfte der Menſchheit Alles, die andere ſo gut wie nichts beſitzt. — Allmächtiger Gott, du kannſt das nicht wollen! Und eben deshalb wirſt du mit denen ſein, die für eine Ausgleichung der Schrecken erregenden Höhen und Tiefen in der menſchlichen Geſellſchaft wirkſam ſind. Ja, du biſt mit uns, ich fühl's, drum unermüdet vorwärts! Wir werden unſer Ziel erreichen! —

E n d e.

BIBLIOTH DE LA VILLE DE LYON

Druck der Teubner'ſchen Officin in Leipzig.

Digitized by Google

Inhalt.

		Seite
	Vorwort	5
	Einleitung	7
I.	Tanzmusik	20
II.	Straßenmusik	27
III.	Militairmusik	66
IV.	Kirchenmusik	83
V.	Die Oper	111
VI.	Schlußwort	147

Digitized by Google

In meinem Verlage erschien so eben:

Denkwürdigkeiten
eines
Priesters.

Aus dem Feuilleton des National
übersetzt
von
Gottlob Fink.
1846.
Erster und zweiter Band.
Preis 1½ Thaler.

Der dritte und letzte Band erscheint Ende August d. J. und kostet ebenfalls ¾ Thaler.

List und Trug
der
Priester und Mönche.

Von
Gabriel d'Emiliane.
Nach der fünften Originalausgabe
von Neuem herausgegeben, verbessert und mit einer historischen Einleitung, sowie mit Anmerkungen
versehen
von einem Katholiken des 19. Jahrhunderts.
Aus dem Französischen
von
Ludwig Hain.
1846. 20¼ Bogen. In eleg. Umschlag. geh.
Preis 1½ Thaler.

Leipzig, im August 1846.

Wilhelm Jurany.

Digitized by Google

— 2 2 2 —

Digitized by Google

In meinem Verlage erschien:

Der Sieg des Sozialismus
über den
Jesuitismus,
oder
die Constitutionen der Jesuiten
und ihre geheimen Verhaltungsbefehle
verglichen
mit einem Entwurf über die Organisation der Arbeit.
Von
Th. Dezamy.
Aus dem Französischen mit einem Nachwort
von
E. Weller.

1846. 21 Bogen. In Umschlag geh.
Preis 1 Thaler.

Leipzig, im Juli 1846.

Wilhelm Jurany.

Druck der Teubnerschen Officin in Leipzig.

Digitized by Google